Der Lautwert des altenglischen c.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde

der hohen Philosophischen Fakultät der Königlichen Universität Marburg

ACAD.
LUGD. BAT.
BIBL.

vorgelegt von

Hermann Ley.

Marburg a. L. 1914

Buchdruckerei Robert Noske, Borna-Leipzig.

Von der philosophischen Fakultät als Dissertation angenommen
am 12. Juni 1912.

Berichterstatter: Prof. Dr. W. Viëtor.

Meinen Eltern
in herzlicher Dankbarkeit.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41556030_0030

Inhaltsverzeichnis.

Seite

A. Einleitung (§ 1) 1

B. Hauptteil 2

I. Die bisherige Forschung (§§ 2—25) 2

Rask (§ 2) — Grimm (§ 3) — Fiedler (§ 4) — Koch (§ 5) — Ellis (§ 6) — Möller (§ 7) — Hilmer (§ 8) — Tanger (§ 9) — ten Brink, Stratmann (orceard, feccean) (§ 10) — Kluge, ten Brink (Palatalzeichen) (§ 11) — Sievers (§ 12) — Brate (§ 13) — E. Förster (§ 14) — Pogatscher (§ 15) — Morsbach (§ 16) — Sweet (§ 17) — Logeman (§ 18) — Sievers (§ 19) — Kluge (§ 20) — Bülbring (§ 21) — Hempl (§ 22) — Wyld (§ 23) — M. Förster (§ 24) — Kaluza, Bright, Wright (§ 25).

II. Auseinandersetzung mit den herrschenden Meinungen — die vorherrschenden Ansichten (§ 26) 25

1. Zur Palatalisierung (§§ 27—35) 25

Phonetisches (§ 27) — Die germanischen Gaumenlaute (§ 28) — Kritik von Kluges Ansicht (§ 29) — Kritik Bülbrings (§ 30) — Palatalisierung und i-Umlaut (Sweet) (§ 31) — c vor primären und sekundären Palatalvokalen (§ 32) — Möglichkeit, überhaupt eine Palatalisierung zu leugnen (§ 33) — Die Konsequenzen aus einer solchen Anschauungsweise (§ 34) — Lokale Ausbreitung der Palatalisation (§ 35).

2. Die Assibilierung (§§ 36—42) 36

Phonetisches (§ 36) — Vorrücken des k über die ursprüngliche Vokalstellung hinaus (§ 37) — Diphthongierung durch Palatale (§ 38): die mittelenglischen Kriterien (§ 39), die altenglischen Kriterien (§ 40) — Die sogenannten Palatalzeichen (§ 41) — Zeitpunkt der Assibilierung (§ 42).

3. Die Dentalisierung (§§ 43—51) 48

Phonetisches (§ 43) — Bodenständige Entwicklung des tš (§ 44) — orceard, feccan (§ 45) — Hempls Verwertung von cʒ (§ 46) — Das Rushworth-test (§ 47) — Nichtassibilierung im Norden (§ 48) — Vergleich mit den friesischen Ergebnissen (§ 49) — Nivellierender französischer Einfluß (§ 50) — Einige Bemerkungen zugunsten unserer Auffassung (§ 51).

C. Schluß: Zusammenfassung, Endergebnis (§ 52) 66

Benutzte Literatur und Abkürzungen.

Pauls Grundriß der germanischen Philologie = P. Gr.
Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Halle 1874 ff. = P. B. B.
Anglia, Zeitschrift für englische Philologie. Halle 1878 ff.
Anglia, Anzeiger = Angl. Anz.
Anglia, Beiblatt (Mitteilungen) = Beibl.
Englische Studien. Leipzig 1877 ff. = E. St.

Bosworth-Toller, Dictionary of the Anglo-Saxon language. Oxford 1882.
Clark Hall, A Concise Anglo-Saxon Dictionary. London 1894.
Leo, Angelsächsisches Glossar. Halle 1877.
Murray, New English Dictionary. Oxford 1888.

Björkman, E., Skandinavian Loan-words in Middle English I. Halle 1900.
Brate, E., P. B. B. X S. 14 ff.
Bremer, O., P. B. B. IX S. 580, XI S. 13 ff.
Bremer, O., P. Gr. III², Ethnographie, S. 849 ff.
Brenner, O., P. B. B. XX S. 554 ff.
ten Brink, B., Anglia I S. 512 ff.
ten Brink, B., Chaucers Sprache und Verskunst². Leipzig 1899.
Brown, Edw. M., Die Sprache der Rushworth-Glossen zum Evangelium Matthäus und der mercische Dialekt I, II. Göttingen 1892.
Bülbring, K. D., Altenglisches Elementarbuch I. Heidelberg 1902. = E. B.
Bülbring, K. D., Anglia, Beibl. IX S. 74 ff., 102 ff., 289 ff., X S. 1 ff., XI S. 80 ff.
Child, Cl. G., Palatal Diphthongization of Stem-vowels in the O. E. dialects. Baltimore 1903.
Cornelius, H., Die Diphthongierung durch Palatale im Spiegel der mittelenglischen Dialekte = Heft 30 der Göttinger Beiträge zur englischen Philologie. Halle 1907.
Dieter, F., Über Sprache und Mundart der ältesten englischen Denkmäler. Diss. Göttingen 1885.
Dieter, F., Laut- und Formenlehre der altgermanischen Dialekte. Leipzig 1898—1900.
Ellis, A., On Early English Pronunciation I, II. London 1869.
Fiedler, Ed., Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache. Leipzig 1861.
Förster, E., Anglia Anz. VII S. 43 ff.
Förster, M., Indogerm. Forschungen. Anz. XII S. 105—109.
Grimm, Jacob, Deutsche Grammatik I S. 256 ff. Göttingen 1822.
Hempl, G., Anglia XXII S. 375 ff.
Hilmer, H., Über die Sprache der altenglischen Story of Genesis and Exodus. Progr. Sondershausen 1876.
Hilmer, H., Zur altnordhumbrischen Laut- und Flexionslehre. Goslar 1880.
Kaluza, M., Historische Grammatik der englischen Sprache². Berlin 1906.
Kluge, F., Lit. Bl. g. r. Ph. 1887 sp. 114.

Kluge, F., Anglia, Anz. V S. 83 ff.
Kluge, F., E. St. XIII S. 507.
Kluge, F., P. Gr. I² S. 989 ff.
Koch, C. Fr., Historische Grammatik der englischen Sprache. Weimar 1863.
Lambertz, P., Die Sprache des Orrmulum. Diss. Marburg 1904.
Lenz, R., Zur Physiologie und Geschichte der Palatalen. Diss. Bonn 1887.
Lindelöf, U., Bonner Beiträge X. Bonn 1901.
Logeman, H., The Rule of St. Benet. London 1888.
Möller, H., Die Palatalreihe der idg. Grundsprache im Germanischen. Leipzig 1875.
Morsbach, L., Lit. Bl. g. r. Ph. X sp. 100.
Morsbach, L., Mittelenglische Grammatik 1. Hälfte. Halle 1896.
Morsbach, L., Anglia Mitteil. VII S. 326 ff.
Morsbach, L., bei Björkman passim.
Pogatscher, A., Zur Lautlehre der griechischen, lateinischen und romanischen Lehnwörter im Altenglischen. Straßburg 1888.
Pogatscher, A., P. B. B. XVIII S. 465 ff.
Rask, R., Angelsaksisk Sproglære. Stockholm 1817.
Rehm, V., Die Palatalisierung der Gruppe sc im Altenglischen. Diss. Heidelberg 1901.
Ritter, A., Die Verteilung der ch- und k-Formen im Mittelenglischen. Diss. Marburg 1904.
Siebs, Th., P. Gr. I² S. 1152 ff.
Sievers, Ed., Anglia I S. 575, XIII S. 311 ff.
Sievers, Ed., P. B. B. IX S. 204—209.
Sievers, Ed., Angelsächsische Grammatik³ (= Ags. Gr.). Halle 1898.
Sievers, Ed., Grundzüge der Phonetik⁵. Leipzig 1901.
Skeat, W. W., Etymological Dictionary. Oxford 1885.
Sweet, H., History of English Sounds (= H. E. S.). Oxford 1888.
Sweet, H., Oldest English Texts (= O. E. T.). London 1885.
Tanger, G., Über die Natur der englischen Konsonanten. Diss. Halle 1878.
Thurneysen, R., E. St. XXII S. 163 ff.
Viëtor, W., Elemente der Phonetik⁵. Leipzig 1904.
Viëtor, W., Phonetische Studien III S. 86.
Viëtor, W., Die Northumbrischen Runensteine. Marburg 1895.
Wall, A., Anglia XX S. 45—135 bes. § 29.
Weyhe, H., E. St. S. 39, 161—188.
Winkelmann, E., Geschichte der Angelsachsen. Berlin 1883.
Woodward, B. D., Palatal Consonants in English. New York 1891.
Wright, Jos., Old English Grammar². Oxford, London 1914.
Wyld, C. H., Contributions to the History of the Guttural Sounds in English in "Transactions of the Philological Society". London 1899—1902.

§ 1. „Die Lehre von den Gutturalen ist für die Entstehung des englischen Sprachcharakters von eminenter Bedeutung. Immer und immer wieder bedarf sie des Studiums."

In diesen Worten Kluges möge die vorliegende Arbeit, die sich mit ganz besonders häufig erörterten Problemen beschäftigt, ihre Berechtigung finden.

Wenn auch die Forschung betreffs der Aussprache der altenglischen gutturalen Konsonanten nach Bülbrings endgültiger Formulierung im E. B. scheinbar zur Ruhe gekommen ist, so daß man eine allgemeine Annahme der dort vorgetragenen Ansichten glauben könnte, herrscht dennoch unter den Lernenden gerade in diesem Punkte eine große Unsicherheit, was zum Teil seinen Grund darin hat, daß Sievers, der laut Anglia XIII S. 311 ff. und Ags. Gr. § 206, 4 den Bülbringschen Standpunkt in gewisser Beziehung teilt, in letztgenanntem Buche keine Unterscheidung der verschiedenen Laute durch besondere Zeichen vorgenommen hat (cf. Hempl, Anglia XXII S. 382). Ferner charakterisiert das jüngst erschienene, die bisherige Forschung verwertende Werk von Wright jene am schärfsten von Bülbring und Hempl verfochtene Ansicht als eine "assumption which cannot be proved" (§ 309). Und wahrlich, man ist doch geneigt, die ae. Schreibung für eine durchaus phonetische zu halten: wenn auch der Laut dem Buchstaben gewöhnlich vorauseilt und jene Zeit ein Streben verrät, wenigstens äußerlich am Althergebrachten festzuhalten, erscheint es doch immerhin sehr gewagt, die tš- und dž-Aussprache bereits fürs Frühae. behaupten zu wollen, es sei denn, daß zwingende Gründe hierfür vorlägen.

Diese Arbeit will nun noch einmal die schwierigen Fragen aufnehmen und versuchen, ein geringes zu einer befriedigenden Lösung beizutragen; sie beschränkt sich aber auf das für die englische Sprachgeschichte so ungeheuer wichtige und so heißumstrittene c, allerdings gelegentlich kurze vergleichende Seitenblicke auf die Erscheinungen bei g und sc werfend. Es möge hier sofort gesagt werden, daß keine neue Materialsammlung alt- und mittelengl. Belegstellen geboten werden soll, vielmehr hat vorliegende Arbeit die Aufgabe, zunächst einmal rein sach-

lich eine Zusammenstellung der vorgetragenen Ansichten, womöglich in historischer Reihenfolge, zu geben; im 2. Kapitel soll dann versucht werden, die ganze Palatalisierungsfrage beim k-Laut an Hand einer Auseinandersetzung mit den heutzutage herrschenden Meinungen zu behandeln; namentlich wollen wir die jeweils maßgebend gewesenen Gründe auf ihre Beweiskraft hin prüfen, pro und contra gegeneinander abwägen, um am Schlusse in bescheidener Weise ein Urteil zu formulieren.

I. Die bisherige Forschung.

§ 2. Es erfüllt uns mit Genugtuung, hier an erster Stelle zwei Namen nennen zu dürfen, deren Träger, ihrer Zeit weit voraus, bereits beachtenswerte Einsichten und Erkenntnisse in den hier in Frage stehenden Problemen an den Tag gelegt haben, nämlich Rask und Grimm.

Rask will die Analogie des Nordens, besonders des Isländischen und des Dänischen, aufs Ae. anwenden, und so vertritt er die Ansicht, daß c vor e, i, y wie kj geklungen habe, was er in einem häufigen e-Einschub vor einem anderen Vokal, ferner in der Schreibweise cielf für cealf bestätigt sieht und aus der Vergegenwärtigung einer allmählichen Entwicklung von k bis zur heutigen tš-Aussprache glaubt erschließen zu dürfen.

§ 3. J. Grimm (Dt. Gr. I S. 256) faßt in Anbetracht der Entwicklung der k-Laute im Französischen, Italienischen, Friesischen, in den nordischen Sprachen und im Mittel- und Neuenglischen die Möglichkeit einer verschiedenen Lautung des c vor palatalen Vokalen ins Auge und setzt sich mit ihr auseinander. S. 257: „Als die Sachsen statt der früheren Rune cên das lateinische c zu schreiben begannen, galt jene Abänderung der Aussprache (tš) noch nicht, sonst würden sie nicht c, das in cirm gezischt hätte, in can für den unbezweifelten k-Laut angenommen haben. In so früher Zeit und noch lange nachher ist an keinen Einfluß der frz. Aussprache auf die ags. zu denken. Die nordischen Sprachen gestatten keine unmittelbare Beziehung auf das Ags. Bedeutender erscheint der Grund, welchen die engl. und fries. Aussprache an Hand gibt, doch können dies später eingetretene Abweichungen sein. Es ist nicht einmal ausgemacht, daß das heutige engl. ch von jeher die Aussprache tsch besaß; vermutlich lautete es vorher milder, etwa sch". Ferner ist für Grimm die Alliteration von ausschlaggebender Bedeutung; c: tš kann er nicht zulassen, weil kein Dichter so gebunden hätte. Die von Rask behauptete nord. oder dänische

Aussprache kj würde dagegen der Alliteration nichts geschadet haben. S. 258: „Hätte sich früher das c in zwei ganz verschiedene Laute zerlegt, so dürfte man wenigstens einzelne Spuren des Bestrebens, diese Verschiedenheit zu bezeichnen, in den Handschriften erwarten, namentlich hätte für den Zischlaut das nicht völlig unbekannte ʒ zu Gebote gestanden". S. 262: „Im ältesten Ags. galt überall noch die reine Aussprache der Tenuis und Media; das übrige Niederdeutsche und Niederländische hat sie bis heute erhalten. Das Ags. hingegen mag im 10. Jahrhundert oder sicher im 11. Jahrhundert gleich nach der normannischen Eroberung den Zischlaut oder vielleicht anfänglich statt seiner die Kehlaspiration begonnen haben". Unter der Kehlaspiration versteht Gr. jedenfalls die Affrikata kχ, die er also als Übergangsstufe zwischen k und tš annimmt. Wenn Gr. den Anfangslaut in ahd. chinni, dem man im allgemeinen velare Affrikation zuerkennt, als jenem kχ „nicht ungleich" ansieht, so dürfte ihm hier ein kleiner Irrtum unterlaufen sein, weil als ae. Zwischenstufe nicht kχ, wohl aber kχ̇ in Betracht kommen kann.

Nach Rask und Grimm vergingen 40 Jahre, ehe das von beiden angeschnittene Problem weitere Förderung erfuhr; manche in jener Zwischenzeit erschienenen Grammatiken sind in diesem Punkte als durchaus rückständig zu bezeichnen. Ehe wir in die Gründungsperiode der allbekannten Zeitschriften kommen, mögen noch die Arbeiten von Fiedler und C. Fr. Koch kurz erwähnt werden.

§ 4. Fiedler (S. 63) erkennt den Einfluß des Französischen auf die Gestaltung des engl. Lautsystems in erster Linie in der Einführung der Zischlaute tsch und dsch, doch sei bei den bereits in halbsächsischen Quellen auftretenden ch wohl schwerlich an den späteren engl. tš-Laut zu denken, vielmehr nur ein Unterschied in der Schreibung anzunehmen, wie auch im Ags. häufig[1]) ch für k geschrieben werde.

§ 5. Koch (S. 129) ist der Meinung, daß ags. c anlautend vor e und i im Nags. (1100—1250) schon zum Teil zu ch geworden sei, obwohl er noch nicht geneigt erscheint, diesem ch bereits den vollen tš-Laut zuzuerkennen. Ein Fortschritt ist bei ihm insofern zu konstatieren, als er schon auf einen Unterschied zwischen primären und sekundären Palatalvokalen hinweist: „Vor ags. y sollte c eigentlich seinen harten Laut behalten, weil y der Umlaut von u ist, allein die Mischung des y mit i

[1]) Es sind dies die bekannten Fälle in Ru.[2]: folches, werches etc.; vgl Sievers, Ags. Gr. § 210, 4; Bülbring, Anglia Beibl. IX S. 75; Lindelöf, Bonner B. X § 134.

führt auch hier bisweilen ch ein.[1]) Bei einer Gegenüberstellung von alten und neuen Formen wie ceaf — chaff, ceafor — chafer, ceaster — chester, ceosan — choose, ceowan — chew etc., in denen das „c zum zischenden ch wird, selbst da, wo dunkle Vokale geblieben sind", glaubt K. den Grund dieses Überganges in dem auf c folgenden e zu erkennen.[2]) — Im Inlaut wird nach K. ags. c entweder zu k oder ch, was ja richtig ist; aber wir finden noch keine Aussage über eine eventuelle Bevorzugung des k oder ch in den verschiedenen Gegenden Englands. — Beim ausl. c geht Verf. andeutungsweise ein wenig auf die Formen ic und lic ein; während Bülbring auch hier durchweg den tš-Laut behauptet, spricht K. von einem allmählichen Verschwinden der Gutturale, und er scheint für die me. auftretenden ich und liche den ich-Laut ansetzen zu wollen (cf. Hilmer, Progr. Sondershausen 1876, S. 20); den Zischlaut hält er für unmöglich wohl wegen der späteren Entwicklung zu I und -ly. S. 141 weist K. auf eine Eigentümlichkeit bei Layamon hin, wo er einerseits einen freien Wechsel von ch und k in demselben Wort (in- und auslautend!) (awaken, awachen, bitaken, bitachen, dic, dich, benc, bench) und andrerseits die regelmäßige, beharrende Schreibung (im Anlaut!) in chele, chiden, child, chin, chirche etc. feststellt; er ist der Ansicht, daß im ersteren Falle noch entschieden der k-Laut vorliege, während die Natur des c in der 2. Reihe zweifelhaft sei. Doch macht es ihm die genaue Unterscheidung zwischen ch, das mit k wechselt, und festem ch wahrscheinlich, daß „der ursprünglich reine k-Laut zu erweichen begann". — Endlich schließt Verf. aus dem aus Peter Langtofts Chronicle beigebrachten catchis auf eingetretene Assibilierung (bezw. Dentalisierung) (also = tχ oder tš), welche Vermutung er auch in Wiclifs Schreibungen picche, pitche bestätigt finden möchte.

§ 6. Ellis, der bekanntlich fürs Spätae. den Zischlaut tš annimmt (s. S. 572), macht auf S. 204 einschlägige Bemerkungen über die Entstehung der dentalen Affrikata: "The transitional form between (kirk) and (tshirtsh) was (k'irk'). From (k') to (tsh) seems a great stride". Daß aber dieser Übergang auch in anderen Sprachen eine Wirklichkeit ist, zeigt sein Hinweis aufs Italienische und Neugriechische: "καί ... becomes (k'e, k'i, tshi) in various dialectic pronunciations" ... Zu der Entwicklung des tš gibt Ellis folgende Erläuterung: "In pronouncing (J) [= pal.

---

[1]) Kleinere Fehler und Ungenauigkeiten können natürlich hier nicht berichtigt werden.

[2]) Interessant ist die Randbemerkung von Prof. E. Stengel in dem von mir benutzten Exemplar: „c ward schon ch = tš, als e noch lautete".

stimmh. Spirans], the middle of the tongue is arched up against the palate; while for (k) the back and for (t) the tip of the tongue come into contact with the palate. When then (kȷ) or (tȷ) come together rapidly, the first change is to produce (kj)[1] and (tj). By (kj) is meant precisely the same as (k'). . . . For (kj) there is an attempt to pronounce (k) and (ʒ) simultaneously. Hence the back of the tongue still remaining in contact with the palate, the middle of the tongue is also raised, so that both back and middle lie against the palate. This is rather a constrained position, and consequently the back of the tongue readily drops. The result is the exact position for (tj), which, originating in an attempt to sound (t) and (ʒ) simultaneously, brought the tip and middle of the tongue to the palate, and this being almost an impossible position dropped the tip. The two consonants (kj, tj) are therefore ready to interchange. The passage from (tʒ) to (tsh) is very short and swift, so much so that many writers, as Wallis, have considered (tsh) to be really (tʒ) . . . It must be remembered that when the sound is thus spoken of as changing, it is not meant that it changes in the mouth of a single man from perfect (k) to perfect (tsh). Quite the contrary. It probably required many generations to complete the change, and the transitional forms were possibly in use by intermediate generations . . ."

Was den In- und Auslaut anlangt, so sieht Ellis noch nicht, daß in den Fällen mit ne. ch ein ursprüngliches i verantwortlich zu machen ist; vielmehr glaubt er durch einen Hinweis aufs Nhd. der Sache beizukommen:

"The reason why (k) should have been palatalized to (kj) after (l, n, r) is not so clear, but the example of the mod. high German milch, manch, durch (nach Ellis milk'h, mank'h, durk'h!) shows that the tendency is a reality, not an hypothesis." Aus dieser Verkennung des deutschen χ-Lautes nach obigen Konsonanten erklärt Ellis dann analoge Fälle im Englischen wie bench, drench etc., ohne ein folgendes i zu Hilfe zu nehmen. "Chaucer interchanges werk, werch, etc. to suit his rhyme. It would seem therefore that about this time there was a tendency in the two sounds to fall into one another."

§ 7. 1875 erschien eine Abhandlung von H. Möller: Die Palatalreihe der idg. Grundsprache im Germanischen. Da Verfasser seine Behauptung mit engl.-fries. Spracherscheinungen zu beweisen sucht, äußert er sich auch ausführlich zu den uns beschäftigenden Fragen. Im Gegensatz zu der damals und auch noch heute

[1] S. 6: j = palatal modification of preceding letter.

herrschenden Anschauung erkennt M. den engl.-fries. Sprachen vom Idg. her eine besondere Palatalreihe zu, die sich eben in jenen Dialekten erhalten habe, während sie im Deutschen mit den Velaren zusammenfiel. Die Weiterentwicklung dachte M. sich folgendermaßen. S. 27: „Im Engl. und Fries. ward den palatalen Explosiven c, ȝ zunächst der palatale Halbvokal nachgeschlagen. Dieser Zustand liegt noch im Ae. vor: die Lautverbindungen c^i $ȝ^i$ werden hier vor a, o durch ce, ȝe, vor e durch ci, ȝi oder bloßes c, ȝ, vor i, y durch bloßes c, ȝ bezeichnet, z. B. ae. ceaf, ceorl, cild, lautend k'jaf, k'jorl, k'jîld. Später schlug im Englischen in der Verbindung c^i die palatale Tonlose in die dentale um, und das so entstandene t^i ging in tš über, nach romanischem Vorbild im M. E. u. N. E. ch geschrieben." M. geht sogar so weit, zu behaupten (s. S. 29), daß im Gemein-Fries.-Englischen auch vor a, o, u und vor Konsonanten palatale c, ȝ von velaren k, g unterschieden worden seien. Von einer Anpassung in der Artikulation will er nichts wissen, und so läßt er palatale c, ȝ sogar vor velaren Vokalen zu. Auf seine Beweisführung hierfür näher einzugehen, können wir uns ersparen, da sie ganz fehlerhaft ist und nicht den Tatsachen entspricht. Was die Zeit des i-Nachschlags anlangt, so ist M. der Ansicht, daß in kontinentaler Zeit noch die rein palatale Explosiva galt und fragliche Erscheinung erst nach der Trennung des Englischen vom Friesischen aufgetreten sei, wahrscheinlich in der Zeit des i-Umlauts. S. 39 faßt M. zusammen: „Man sieht aus dem Gesagten, daß der Palatalismus im Engl. und Friesischen durchaus nicht willkürlich erfolgt, sondern den Anlaut bestimmter Wurzeln trifft, andere Wurzeln, auch wo der Vokal ihn gestatten würde, durchaus vermeidet, daß er also in keiner Weise vom folgenden Vokal veranlaßt wird. In engl. Grammatiken wird vielfach den Normannen an dem Entstehen der ch aus ags. c die Schuld gegeben". Letzteres wird von M. entschieden zurückgewiesen, schon aus dem Grunde, weil das Friesische, das sicher ohne französischen Einfluß geblieben ist, ganz dem engl. tš ähnliche Laute entwickelt hat. — Zum Schluß (S. 47) betont Verf. nochmals, daß die Palatalen des Engl. und Friesischen unbedingt aus der Grundsprache hervorgegangen sein müßten, zudem ließe sich für eine spätere Entstehung seines Erachtens kein Grund vorbringen.

§ 8. Einige Bemerkungen zur Aussprache im Frühme. gibt Hilmer in einem Programm, Sondershausen 1876: „Über die Sprache der Genesis und Exodus". S. 20: „Ags. c ist im weiteren Verlauf der Sprache teils erhalten, teils zu palatalem ch verstuft, letzteres ist den nördlichen und mittleren Dialekten fast ganz fremd, wenngleich in diesen unter südlichem Einflusse ch auch

des Öfteren begegnet". Wenn vor i und e die Tenuis erhalten werden solle, trete k ein, da c hier schon, durch das Normannische beeinflußt, den Zischlaut angenommen habe. Doch nicht überall ist H. geneigt, dem ch den tš-Laut zuzuerkennen. Es finden sich nämlich in dem fraglichen Texte Fälle von mikel neben michel, milche und milc, und Verfasser erinnert daran, daß im Havelok k häufig mit ch reime. H. spricht sich hierüber nun nicht deutlich aus, sagt nur, daß er (ebenso wie Koch?) in me. ich und lich (ae ic, lic) gutturale Aussprache ansetze, worunter er, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, den Verschlußlaut versteht. Auch k und ch in mikel, michel dürften schließlich nicht allzu sehr in der Aussprache differieren. „Da aber andrerseits ch von frz. ch graphisch nicht verschieden ist, es sogar für sh eintritt, so wird in den meisten Fällen ein zischender Laut anzunehmen sein." Das in dem um 1250 angesetzten Denkmal belegte fetchden deutet sicherlich auf eingetretene Dentalisierung und somit wohl auf den tš-Laut hin.

§ 9. In unserer historischen Reihenfolge fortfahrend, kämen wir zu der Diss. von G. Tanger: Über die Natur der alt- und neuengl. Konsonanten, Halle 1878. Für ae. c nimmt der Verfasser eine „schwebende" Aussprache an, in der Mitte zwischen dem k-Laut in ne. book und in ne. pick. Wenn dies auch ursprünglich ein ebenso energischer Verschlußlaut gewesen sein möge wie z. B. das jetzige deutsche k, so deuten ihm doch verschiedene Umstände auf eine frühzeitige Verminderung dieser Energie und auf ein Überwiegen einer „unbestimmten" Aussprache hin, die durch weicheren oder nachlässigeren Verschluß entstehen könne. S. 14: „Zu beachten ist bei c, wie überhaupt bei allen Lauten, die schlechthin mit dem Namen Gutturale bezeichnet werden, daß bei dieser Klasse der Einfluß der Vokale auf die Konsonanten sich viel stärker äußert als umgekehrt[1]) . . . Daraus folgt, daß die Gutturalen nur dann einen merklichen Einfluß auf die Vokalfarbe ausüben können, wenn sie nicht genau in derselben Nüance bei dem Vokal erklingen, die der Natur desselben am meisten entsprechen würde." S. 43: „Bekannt ist, daß engl. Wörter wie cool, coal weiter vorn im Munde tönen als z. B. Kugel, Kohl, und zieht man in Betracht, daß ein so sorgfältiger Phonetiker wie Ellis (Introd. S. 6) als Beispiele für sein k key, can, coal als gleichwertig anführt und Wallis das c in can als gern mit nachgeschlagenem y darstellt, so muß man annehmen, daß die englischen gutturalen Verschlußlaute durchaus etwas weiter vorn

[1]) Möller (S. 29) spricht dagegen von einer Überlegenheit der Konsonanten über die Vokale.

am Gaumen hervorgebracht werden als die deutschen. Nun leuchtet ein, daß je weiter die Artikulationsstelle nach vorn rückt, der Verschluß immer weniger vollständig wird, da zwischen Zungenrücken und hartem Gaumen naturgemäß kein so inniger Verschluß stattfinden kann wie weiter hinten zwischen beiderseitig weichen und außerordentlich schmiegsamen Teilen". Diese und ähnliche Erwägungen führen Tanger dazu, bei den in Frage stehenden Lauten eine zur Unbestimmtheit neigende Natur anzunehmen. Verfasser empfiehlt daher, in den nach c, g, sc häufig eingeschobenen e keine Modifikation der Aussprache, sondern nur einen unsicheren Versuch phonetischer Schreibweise zu erblicken und dem vorwiegend palatalen ae. c vor allen Vokalen eine mehr oder minder spirantische Natur zuzusprechen. Somit will T. für das ae. c neben der Beibehaltung der „bestimmten" k-Aussprache eine Tendenz konstatieren, in den entsprechenden Reibelaut überzugehen. Besonders die Bildungssilbe -lic habe zu letzterer Lautung geneigt, und er glaubt einer Aussprache des me. -liche = lîtsche so lange entgegentreten zu müssen, als nicht Beispiele beigebracht werden können, daß ein romanisches ch (= tsch) auf englischem Boden vokalisiert oder verstummt sei. T. verwirft die tš-Aussprache in me. -liche, ich etc., weil die spätere Gestalt -ly und I dabei zu unvermittelt und unerklärlich sei. Dagegen konnte sich bei einer Ansetzung des deutschen ich-Lautes oder besser einer noch schwächeren Nüancierung recht wohl allmählich -ly, I herausbilden.

§ 10. Im bisherigen Verlaufe unserer Darstellung wurde auf die Möglichkeit einer tš-Aussprache bereits im Ae. verschiedentlich hingewiesen. Zunächst sind es zwei Worte, die man zum Beweise für eine solche Anschauung immer wieder angeführt hat: ne. orchard < orceard < ort-geard und ne. fetch aus ae. feccean. Auf die Entstehung erstgenannten Wortes weist ten Brink in Anglia I S. 523 hin: „Am interessantesten bleibt aber me. ne. orchard aus ae. ort-geard. Hier ist ch nicht, wie Koch I S. 133 [1]) sagt, aus ae. g, sondern eben aus tg = tj entstanden. Wir können hier also die Entstehung der dental-palatalen Adfrikata (tš) aus tj urkundlich nachweisen". Dieser Ansicht widerspricht Stratmann E. St. II S. 14: „orchard ist nicht aus ae. ortgeard, sondern aus orceard, das wahrscheinlich für früheres ortceard, ortgeard steht, entstanden. Also der gewöhnliche Vorgang: me. cha = ae. cea". Str. hat scheinbar den prinzipiellen Unterschied von seiner und ten Brinks Anschauungsweise nicht erkannt; dieser faßt näm-

[1]) Koch a. a. O.: „In ags. ort-geard wird g zum stärkeren Zischlaute". Wenn dieser Zischlaut = š, dann dürfte K. dennoch recht haben.

lich g als Spirans auf, während jener stillschweigend am Verschlußlaut festhält. Bei einer solchen Auffassung bietet das Wort allerdings überhaupt keine Schwierigkeiten, indem schon frühzeitig die stimmhafte Media g sich dem vorhergehenden t assimilierte und somit zum stimmlosen k-Laut wurde, worauf die Gruppe -rtc- sich zu -rc- vereinfachte. Aus orceard würde dann im Me. regelrecht orchard.

§ 11. Zweifellos mit der Palatalisierungs- und Assibilierungsfrage aufs engste verbunden sind die nach ċ, ġ, sċ häufig auftretenden e, die von einigen als bloße Palatalzeichen, nicht nur nach inlautendem (Sievers), sondern auch nach anlautendem Konsonanten (Kluge), von anderen (Bülbring, Sievers) in letzterer Stellung als erster Bestandteil eines regelrechten Diphthongen in Anspruch genommen worden sind. Ten Brink und Kluge stimmen diesbezüglich in ihren Ansichten überein; letzterer legt seinen Standpunkt in einigen einschlägigen Bemerkungen Anglia V, Anz. S. 82 auseinander: „Wie got. mêgs, mêgê, mêgam im Ae. als mæg, maga, magum erscheint, sollte dem got. jêr, jêrê, (jêram) natürlich ein *jær, *jara (*jarum) entsprechen, und als Reflexe dieser Urformen haben ne. year und das erstarrte Adverb yore „einst“ zu gelten, dessen ae. Entsprechung bereits erstarrtes Adverb in der Form ġeara ist. Wir stehen hier vor dem bekannten Problem, dem Sievers durch die Überschrift „Diphthongierung durch Palatale“ gerecht zu werden sucht“. Da Kl. sich in seiner Erklärung an ten Brink anschließt, haben wir auf dessen Ausführungen in Anglia I S. 519 kurz zu verweisen. Er ist der Meinung, daß das vorhinerwähnte *jær die lautliche Natur des ae. ȝear genau widerspiegelt. Da nun ein j-Zeichen nicht mehr im Gebrauch war, der Halbvokal aber auch nicht in den Verschlußlaut g übergegangen sein konnte, wird das j durch ȝe zum Ausdruck gebracht, ebenso wie der palatale Reibelaut, z. B. in ȝeaf, ȝeafon etc. Analog können wir hinzufügen, daß dann in ceaf (< *kaf) das ce den palatalen Verschlußlaut bezeichnen solle. Zu der Geltung des ea in ȝear, ȝeaf, geafon, ceaf etc. äußert ten Brink folgendes: „Einer Mischung von ästhetischen und Nützlichkeitsrücksichten, dem Abscheu vor einer Überladung mag es entspringen, wenn ae. Schreiber der Kombination aea oder æa ängstlich aus dem Wege gehen und sie zu ea vereinfachen“ (z. B. in eall, dream und vielen anderen Fällen, jedoch findet sich auch æa in handschriftlichen Urkunden nicht selten). „Noch viel mehr jedoch als aea oder æa wird die Kombination eae oder eæ von den altenglischen Schreibern perhorresziert. Und dieser Umstand erklärt uns nun, weshalb als Perfektum zu ȝifan uns nicht die zu erwartende Form ȝeæf, sondern ȝeaf, weshalb

nicht ȝeæfon, ȝeæton, sondern ȝeafon, ȝeaton überliefert ist, weshalb ȝêr nicht ȝeær neben sich hat, sondern ȝear.“ Eine teilweise entsprechende Schreibergewohnheit, die man heute allgemein als solche ansieht, liegt ja vor in der Verbindung onn statt unn in mittelenglischen Texten (z. B. sonne statt sunne). Also nach Kl. und ten Brink dienen die e nach c, ȝ bloß zur Bezeichnung des palatalen Konsonanten, und die demgemäß dann lautgesetzlich zu erwartenden eæ sind einer Schreiberregel zufolge durch ea wiedergegeben, dem man somit den Lautwert ę zuerkennen muß. Kluge glaubt einer solchen Auffassungsweise deshalb den Vorzug geben zu müssen, weil sowohl die ae. Lautgesetze als auch die spätere Entwicklung so in einfacher und befriedigender Weise erklärt werden. Besonders wendet Verf. sich gegen Sievers' Formulierung in Ags. Gr[1]., der in oben näher erörterten Fällen regelrechte Diphthonge annimmt: „Sind nicht die ea tonloser Silben wie swenȝeas, sêcean der beste Beweis gegen echte Diphthonge? Freilich ist zuzugeben, daß die Palatalisierung der Gutturale noch immer ein Problem der kompliziertesten Sorte ist; da bleibt noch sehr viel zu erklären“.

§ 12. Daraufhin sucht Sievers in P. B. B. IX S. 205 ff. seine von Kluge angegriffene Ansicht in längeren Ausführungen zu erhärten. Zunächst kann er die ea tonloser Silben, die Kl. als Gegengrund anführt, so lange nicht für beweisend halten, als nicht dasselbe Schwanken zwischen ea und a etc. für den Anlaut der Stammsilben nachgewiesen wird, welches die Handschriften im Inlaut, wo nach Ags. Gr. § 206, 3 b das e als „graphisches Hilfszeichen“ gilt, tatsächlich bieten. Auf seine Beweisführung zum Zwecke einer Diphthongierung durch Palatale (wie nachher Bülbring in Angl. Beibl. XI S. 80—119) können wir hier nicht eingehen, haben aber wegen der Bedeutung dieser Frage für die Aussprache der palatalen Konsonanten später darauf zurückzukommen.

§ 13. Im angeführten Aufsatz S. 198 deutet S. bei Besprechung der Umlauts-e auf einen Unterschied in der Palatalisierung hin, freilich ohne den springenden Punkt klar zu erkennen; dies war erst Brate vorbehalten, der durch seine Darlegungen in P. B. B. X S. 24 ff. keinen geringen Anteil an der Lösung der uns beschäftigenden Probleme hat. Ausgehend von einer Untersuchung der Entwicklung der ae. Palatale und Gutturale bei Orrm bemerkt Brate die Tatsache, daß die Affrikation ch vor allen palatalen Vokalen vorkomme, jedoch eigentümlicherweise nicht vor den Umlautsvokalen ê aus ô, ī̆ aus ū̆ und e aus wg. ǫ. Da diese Vokale aber ebenso palatal sind, wie z. B. ea aus wg. au, sieht Verfasser keinen anderen Ausweg, als das Palatalisierungs-

gesetz vor die Umlautszeit zu verlegen. „Daß nun Palatalisierung vor dem gewöhnlichen Umlauts-e (< wg. a) vorkommen kann, ist folgendermaßen zu erklären. Zur Zeit des Palatalisierungsgesetzes hatte sich wg. a schon in æ a verzweigt nach den von Sievers, Ags. Gr. § 49, 50 angeführten Gesetzen. . . . Wo später Umlaut eintrat, stand also zur Zeit der Palatalisierung überall æ, vor dem die Gutturale palatal wurden“ (vgl. Bülbrings Artikulationsverengung, E. B. § 91).

§ 14. In Angl. VII, Anz. S. 43—81 veröffentlichte E. Förster eine Abhandlung: „Zur Geschichte der englischen Gaumenlaute“. Es sind allerdings nur „Bemerkungen“ dazu; bei in- und auslautendem c, cc (S. 71 ff.) äußert er sich etwas ausführlicher. F. ist geneigt, der Ansicht von Sievers beizupflichten, der im Umlaut (Mouillierungstheorie) die Ursache des Übergangs von -c- zu -ch- erblickt. Was die Aussprache der me. ch, cch anlangt, so wagt Verf. es nicht, eine bestimmte Behauptung aufzustellen. „Sievers nimmt für die ae. c in umgelauteten Wörtern gemäß seiner früher entwickelten und gemäß der von Scherer geäußerten Ansicht über den Lautvorgang bei dem Umlaut eine sogen. mouillierte Aussprache an. Die Ansicht hat viel für sich und kommt schließlich überein mit der von Ellis S. 205 gegebenen Erklärung des Überganges von c in tš. Warum sieht aber S. bei dieser seiner Ansicht in den ae. e, i, welche durch Vordergaumen c vor dunklem Vokal hervorgebracht werden, ein graphisches Hilfszeichen? (vgl. Ags. Gr.^{3} § 206, 3 b). Diese Zeichen könnten ja nur beweisend sein für seine Annahme, wenn man ihnen einen Lautwert gibt. Wenn wir auch mit Cosijn in diesen Fällen nicht gerade die Spuren alter i j erblicken müssen, so sehen wir doch darin einen Laut, der sehr ähnlich einem Hauchelaut (Reibelaut?) gewesen sein muß.“ Der Ellisschen Annahme einer tš-Aussprache schon fürs Spätae. setzt F. me. Schreibungen wie hch, cch entgegen. „Für ae. c(e) erscheint me. ch, erst spät tch, für ae. cc(e) ein cch, daneben bald chch und früh schon hch, selten ch und endlich tch.“ Das erste Beispiel eines tch findet F. in Genesis und Exodus 2889 (vgl. Hilmer, Progr. S. 20 und Wyld, Contributions S. 146). S. 73 gibt Verf. seine Erklärung des Überganges von c zu ch: „c, ein Vorder- bezw. Mittelgaumenlaut, erhält vor i, j (bezw. hellen Vokalen) einen Schleifelaut nach sich, der seine Ursache in der stark explosiven Aussprache (cf. Lenz, Z. f. v. Spr. 29 S. 38) hat, welche wahrscheinlich auch mit einem plötzlichen Stimmbänderdurchbruch (spiritus asper) verbunden ist. Der Schleifelaut kann füglich ein Vordergaumenschleifer genannt werden. Der Schleifer hat seine Artikulationsstelle weiter vorn als c. Bei der Artikulation

des Lautes, der jetzt eigentlich ein Doppellaut ist (ähnlich wie ts), wird sozusagen eine Zone der Vorderzunge erhoben, und zwar im hintern Teil bis zur Berührung des Gaumens. Dieser Verschluß wird in der Folge gelöst, und der Druck, der zum Verschluß nötig war, auf die Vorderzunge übertragen. Es entsteht tch". — F. betont im folgenden, daß im Auslaut fraglicher Übergang schwieriger eintrete, was er durch einen Hinweis auf die Schreibung in Layamon A beweisen will; dort finde sich nämlich wie in so vielen frühme. Denkmälern kein ausl. ch, während es im Inlaut Regel sei. Lay. B dagegen habe das ch auch im Auslaut, und F. bezweifelt, daß diesem ch bei Layamon der Lautwert tš zukomme. Es wird dann noch auf zweierlei hingewiesen: 1. auf die Analogie, die den Eintritt des ch verhindert oder befördert habe, und 2. auf die Möglichkeit größerer dialektischer Unterschiede besonders zwischen dem Norden und dem Süden. Doch glaubt Verfasser in allen Gegenden Belege dafür finden zu können, daß ein inlautendes kk im Auslaut gern ch statt c geschrieben wird. „h (in ch) ist in diesen Fällen nichts als der Ausdruck eines stark explosiv gesprochenen Lautes."

Der besseren Übersicht halber werden Sievers und Kluges Darlegungen in Ags. Gr.[2] bezw. Lit. Bl. G. R. Ph. 8 S. 113 später zusammen mit Ags. Gr.[3] und Anglia XIII S. 311 ff. bezw. Kluges ausführlichem Bericht in P. Gr. I besprochen.

§ 15. Dann kämen wir zu Pogatscher, der sich in seinem bekannten Buche S. 178 ff. mit dem Assibilierungsproblem eingehend beschäftigt. Aus der verschiedenartigen Wiedergabe des im 5. Jahrhundert entlehnten Patricius > Patrick einerseits und lat uncia > yntse (des i-Umlauts wegen um 600) andererseits schließt P., daß die romanische Assibilierung von lat. c̨i wenigstens in dem zunächst in Frage kommenden gallo-britischen Gebiete um oder bald nach 600 die Stufe tsj erreicht hatte. Zur ae. Assibilierung äußert Verf. u. a. folgendes S. 188: „Brate setzt mit Recht die Palatalisierung von ae. c vor die Zeit des i-Umlauts. Hierfür spricht außer den von ihm vorgebrachten Argumenten auch das Verhältnis von ae. cêse, cŷse zu ae. cæ̂ʒ. Wenn cæ̂ʒ trotz seinem æ̂ gegenüber ursprünglichem *cæsja keine Palatalisierung (vgl. ne. key) erzeugt, so kann dies nicht am Vokal æ̂ liegen, sondern der Grund reicht in jene Zeit, in welcher cæ̂ʒ noch *cæ̂ʒi lautete, während cŷse schon damals sein *æ̂ hatte, mit welchem es in die Sprache eintrat". Diese Erwägungen würden daher beweisen, daß nach der Entstehung sekundärer Palatalvokale durch den i-Umlaut, also etwa nach 650, die Kraft, welche den ersten Anstoß zur Assibilierung gab, erloschen war. Doch war nach P. die Endstufe tš um 650 noch nicht erreicht,

auch im 7.—8. Jahrhundert muß der Unterschied zwischen k und dem der tš-Aussprache allmählich zustrebenden c′ noch keineswegs so groß gewesen sein wie etwa im 10. Jahrhundert; denn sonst wäre es unerklärlich, wie in der ae. Dichtung der klassischen Zeit mit ihrer großen formellen Reinheit tš mit k durchweg alliterieren konnte. Auffällig ist es, daß letzteres in späterer Zeit wirklich geschieht. „Allein dies erklärt sich aus traditioneller Technik, die wohl auch durch das Schriftbild beeinflußt war, sowie aus dem Verfall der Dichtkunst überhaupt“ (vgl. Bülbring, Angl. Beibl. IX S. 103 und Hempl, Angl. XXII S. 380). Die ersten Stadien der ae. Palatalisierung möchte Verfasser bereits in die Zeit der anglofriesischen Spracheinheit verlegen, für welche Ansicht die fast völlige Übereinstimmung der ae. und friesischen Assibilierung und auch event. das Zeugnis der Merseburger Glossen (Bremer, P. B. B. IX S. 580) beweisend sein würden.

§ 16. Bei einer Besprechung von Pogatschers Arbeit im Lit. Bl. g. r. Ph. X S. 100 durch Morsbach handelt dieser fast ausschließlich von der Palatalisierung; besonders faßt er mit einem Hinweis auf die mittel- und neuenglischen Dialekte die örtliche Verbreitung der Palatalis bezw. des tš-Lautes ins Auge. Während der Süden die Palatalisierung in allen Fällen kennt, wo sie möglich war, konstatiert M. nach dem Norden hin eine allmähliche Abnahme der Palatalisierungskraft. „Das Mittelland hat die Palatalisierung lange nicht so streng durchgeführt, dem hohen N. scheint sie von Anfang an ganz und gar fremd gewesen zu sein.“ Wenn auch im Mittellande der nordische Einfluß der Entwicklung des fraglichen Lautes gewisse Schranken auferlegt haben mag, so würde nach M. eine solche Erklärung für den fast gänzlichen Mangel der Palatalisierung im N. Englands nicht ausreichen, da hier der nordische Einfluß minder stark gewesen sei als an der mittleren Ostküste, der eigentlichen Heimat der dänischen Niederlassungen. Endlich schließen die durchgehenden nordenglischen Städtenamen (doch wohl spezifisch englische Gründungen) mit -kirk (Kirk-) und -caster eine Annahme nordischen Einflusses für sich selbst vollständig aus. M. ist daher geneigt, die ursprüngliche Palatalisierung für den hohen Norden ganz zu leugnen, da die stufenweise von S. nach N. zu immer mehr abnehmende Palatalisierungskraft s. E. nicht dem nordischen Einfluß allein zugeschrieben werden kann. „Es macht die ae. Palatalisierung ganz den Eindruck einer selbständig erst auf englischem Boden eingetretenen Entwicklung. Wer aber mit Pogatscher den Anfang der Palatalisierung schon in die sogen. ‚anglo-friesische Spracheinheit‘ verlegen will, muß eine bis jetzt nicht aufgeklärte frühe Rückbildung für den Norden

Englands annehmen.“ Morsbach hat sich noch verschiedentlich zur Sache geäußert, so Anglia, Beibl. VII S. 329. Dort wird unter Palatalisierung verstanden, was wir im allgemeinen Assibilierung nennen. Unserer Palatalisierung entspricht bei M. dann die „vordere Varietät“ des k-Lautes (= k_2). Es dürfte aus den Ausführungen a. a. O., wenn auch nicht in sehr klarer Weise, hervorgehen, daß M. den friesischen und südenglischen Stämmen in kontinentaler Zeit zwei verschiedene k-Laute zuerkennt, eine vordere und eine hintere Varietät; eine anglofriesische Assibilierung leugnet M. natürlich. Die Stämme, die sich im nördlichen England niederließen, hatten dagegen nach M. nicht einmal den k-Laut vor primären Palatalvokalen zu k_2 verschoben. Es ist klar, daß bei einer solchen Auffassung, die allerdings aus Morsbachs Bemerkungen herausinterpretiert worden ist, den verschiedenen k-Zeichen in den nordhumbrischen Runeninschriften nicht der geringste Wert beigelegt werden kann, da es ja demnach konsequenterweise nur einen velaren k-Laut im Nordhumbrischen gegeben hätte.

§ 17. Gehen wir nun dazu über, uns Sweets Ansicht (cf. H. E. S. §§ 534—540, 737—743) zu vergegenwärtigen, so ist zunächst festzustellen, daß dieser für die ganze ae. Periode den echten tš-Laut überhaupt nicht in Frage zieht. Nicht einmal für die me. Epoche setzt er diesen Laut bedingungslos an, wie aus § 737 hervorgeht: "M.E. ch = O.E. ċ is, when doubled, written cch, chch, such spellings as stretche (Wiclif), fetche (Townley Mysteries) occurring only in isolated instances in late M.E. This seems to show that O.E. ċ had not—in early M.E. at least — developed into full tš. Probably it had the sound of ⌒⌒ [= t χ], which is that of Swedish k before front vowels". Nach Sweet galt anlautend vor primären Palatalvokalen ċ, während vor velaren Vokalen und sekundären Palatalvokalen der germanische velare k-Laut erhalten blieb. Anderen Ausführungen Sweets im Anglo-Saxon Primer und Anglo-Saxon Reader[6] zufolge (cf. Hempl, Anglia XXII S. 375), versteht er unter dem ċ jedenfalls nicht den palatalen Laut, wie wir ihn z. B. im deutschen „Kind“ haben, sondern a. a. O. spricht er von einer Gleichwertigkeit mit kj bezw. von einem k oder t "formed in the position of j" (vgl. Wyld S. 136). Auch ist wohl in H. E. S. S. 6 mit dem Symbol für den front stop = ⌓ und der Gleichsetzung mit dem ungarischen ty auf einen ähnlichen Laut hingedeutet. Diesen Laut (also den front stop) erachtet Sweet inlautend durch die sogen. Palatalzeichen i und e zum Ausdruck gebracht, die sich besonders häufig im W. S. finden, dagegen in den anglischen Dialekten im allgemeinen fehlen; letztere Tat-

sache erklärt er durch eine Rückkehr des palatalen ċ zum velaren k, z. B. in sêcan, þencan, und glaubt dies auch bestätigt in Schreibungen wie êkan, besenked in Ru.

§ 18. H. Logeman (The Rule of St. Benet, London 1888) polemisiert gegen Sievers und dessen Ansicht, ċ = tš. § 62: "Let us examine the facts on which Sievers' theory is based, (1) the transition of ort-geard into orceard > orchard, (2) the transition of fetian into fecc(e)an. — Now, the interchange of guttural c and t i. e. of the voiceless guttural and dental stops is no matter of wonder, and as such might be explained without more ado (see M. L. N. II S. 222, III S. 126, 192); but there is more which tends to explain the change. A palatal c as in Anglo-Saxon rice, before having attained the present stage of pronunciation (rich), must have passed through the tj-stage — i. e. exactly through the place where the tg (i. e. tj) of ortgeard must have been formed. No wonder, then, that t + palatal vowels, or rather t + palatal semivowels, should be confused in writing with c + palatal semivowels. Hence the transition of ortgeard into orceard. Hence possibly also the form feccean by the side of fetian, although the possibility of two distinct verbs being apparently merged into one is not excluded. . . . The c originally sufficed because, as is very likely, palatalisation is an Anglo-Saxon phenomenon. But when the palatals began to develop, k was sometimes used to denote the guttural sound. This, at least, is very probably the meaning of k (Sievers § 207), but the distinction was evidently too delicate to be palpable to the untrained ear. But however rough and obtuse an ear may be, the distinction between k and tš must be sure to be heard and to find expression consistently . . ." § 63: "We may now safely conclude that the evidence in Anglo-Saxon does not do more than prove that palatal c = tj at the utmost, not yet tš."

§ 19. Diese Ausführungen erwidert Sievers in Anglia XIII S. 311 ff. Er bezeichnet das Verfahren Logemans bei der Textkritik der Aldhelm-Glossen (Anglia XIII S. 26) als den Ausdruck eines wohl unbewußten Wunsches, eine handschriftliche Stütze für den Satz zu gewinnen, daß das sogenannte palatale c und cg des Ags. als tj, dj gesprochen worden sei, und S. beweist dann durch "a line of reasoning which it would be difficult to break" (Hempl), daß zu der Zeit, wo die ersten c für tj auftauchen, „die Aussprache des in urags. Zeit palatalisierten ć bereits über die Stufe tj hinaus fortgeschritten und eine wirkliche Assibilierung eingetreten war". Für das so erwachsene tš habe die orthographische Norm c, cc bestanden. Ausgehend von fetian, das wegen kurzer Wurzelsilbe frühzeitig zu fetjan geworden sei,

zieht er die langsilbigen Verba mit Dental + ian zum Vergleich heran. In diesen tritt Verkürzung von ian zu jan bekanntlich erst später und nur in einzelnen Texten ein (P. B. B. IX S. 296. Ags. Gr. § 414 Anm). Durch diesen Übergang entstehen nun wieder eine Reihe von tj, dj: huntȝendra, ȝeþyldȝendum, beweardȝende und in Logemans eigener Benediktinerregel droh(t)ȝende, ȝereordȝende, to hadȝenne, to mótȝenne. „Aber nirgends findet sich bei diesen jüngeren tj, dj meines Wissens hier ein c, cȝ geschrieben wie bei den älteren tj, dj in orceard, feccan, miczern, obwohl doch z. B. die Benediktinerregel konsequent feccan schreibt. Also altes tj wird cc, neues tj wird tȝ geschrieben. Wird Altes und Neues aber in der Orthographie geschieden, so wird auch die Aussprache verschieden gewesen sein. Da nun für das junge tȝ, dȝ die Aussprache tj, dj nicht zu bezweifeln sein dürfte, muß das alte tj, dj = cc, cȝ etwas anderes gewesen sein, und was bleibt da übrig als tš, dž? Steht doch auch in einem, wie ich meine, unanfechtbaren Falle ags. c direkt für afrz. ch = tš in dem bekannten kæčepol (catchpoll = altnordfrz. cachepol (Wr.W. 111, 9, Zupitza, Acad. 28, 325)." Den gleichen Standpunkt vertritt S. auch in seiner Ags. Gr. § 206, 4, wo er sagt, daß die palatalen Verschlußlaute ć und (c)ǯ offenbar bereits ziemlich frühe zu palatalen Affrikaten, d. h. Lauten von dem Klange der ne. ch und dg geworden seien. Während er dem Germanischen nur eine velare Tenuis zuerkennt, spricht er von einer Spaltung (Palatalisierung) dieses Lautes im Urags. Für die Palatalisierung des anlautenden c zeuge die Diphthongierung primärer Palatalvokale im WS. (cf. § 75), und ein graphisches Kriterium für den Inlaut sieht S. in den sogenannten Hilfszeichen e und i, die zwischen den palatalen Konsonanten und den folgenden velaren Vokal eingeschoben werden.

§ 20. Sehr ausführlich beschäftigt sich mit der ganzen Frage Kluge in P. Gr. I ² S. 989—993; hiervon möge ein kurzes Résumé gegeben werden: Die Anfänge der Palatalisierung der germanischen Velaren fallen in die kontinentale Periode, was 1. aus der Berührung mit dem Friesischen und dem Kontinentalanglischen (vgl. P. B. B. IX S. 580) und 2. aus der Erwägung hervorgeht, daß die Palatalisierung noch in die Zeit der wg. Dialektkontinuität fallen muß, weil nur während des Bestehens des später apokopierten Endungs-i eine Palatalisierung überhaupt eintreten konnte; bench, finch, drench gehen zurück auf *banki, *finki, *dranki. Durch die zuletzt angeführten Fälle wird zugleich das Alter der Palatalisierung insofern bestimmt, als das palatalisierende i nach dem germ. Auslautgesetz wohl noch in der kontinentalen Periode geschwunden ist. „Demnach fällt die Entstehung der ċ für k etwa

ins 4. Jahrhundert.“ Auch bei urenglischer Synkope in hwylc, swylc muß die Palatalisierung durch ein in geschichtlicher Zeit nicht mehr vorhandenes i (*hwilik, *swulik) bedingt sein. Als Beweise für die vollzogene Palatalisierung führt Kl. an:

1. Ansätze zu einer Unterscheidung auf den Ruineninschriften von Bewcastle und Ruthwell.

2. In den ältesten Glossen erscheinen inlautend einige i nach c, die als Palatalzeichen zu verstehen sind, birċiæ Ep. 792 für birċe, mengio etc., und in denselben Glossen auch vielfach „stummes“ e vor a als Palatalzeichen.

3. Späterhin wird ċ durch häufige ce-Schreibung erwiesen inlautend für seċean, þenċean, wyrċean, wenn auch die Palatalzeichen überwiegend fakultativ sind.

4. In ae. Zeit schon Ansätze, k (nicht c) vor hellen Vokalen für den nichtpalatalisierten Laut einzuführen.

Was die lokale Ausbreitung der Palatalisierung anlangt, so sieht sich Kl. durch das runische riicne (Ruthwell), wo also nordhumbrisch die Palatalis sogar vor Konsonant steht, veranlaßt, selbige für gemeinenglisch zu halten, jedoch überall eine frühe Rückkehr zum velaren Laut vor Konsonanten anzunehmen. Schließlich wird der N. Englands gegen den S. dadurch gekennzeichnet, daß nordhumbrisch allgemein eine gleiche Rückkehr vom palatalen zum velaren Laut stattgefunden hat (vgl. dag. Bülbring, Angl. Beibl. IX S. 74). — Die Palatalisation hat gleichmäßig im Inlaut wie im Anlaut gewirkt; vielfach jedoch haben Analogien Störungen der regelrechten Entwicklung veranlaßt, besonders stark im Inlaut; doch auch hier läßt sich i̯, e̯ als Ursache der Palatalisierung erkennen, wie denn ja auch das ċ in den ja-Stämmen und i-Ableitungen sich einstellt. Die Geminata cc kann nur palatalisiert werden, falls sie durch ein j erzeugt worden ist; bloß nach æ kann cc ohne Jod- oder i-Einflüsse palatal sein, wie dies aus den me. Formen wacche, smacche, macche, bacche etc. hervorgeht. In einsilbigen Worten geht k nach i̯ in ċ über: piċ, diċ, iċ, wiċ. Folgt auf -ic- ein dunkler Vokal, so ist keine Palatalisierung nachweisbar: me. quick, ae. cwicu. Dagegen erzeugt die Verbindung -ice eine Palatalis: ċiriċe > chirche; ae. cwice, ne. quitch; liċe > me. liche. — Betreffs der Aussprache des ae. ċ ist Kl. der Ansicht, daß dieses seit dem 10. Jahrhundert im S. in der Palatalisierung (tš) vorangeschritten sei, indem zunächst kj, tj für ċ eintrat. Die tj-Aussprache hält Kl. erwiesen in Fällen wie orcȝeard (später orceard) für ort-ȝeard, feccan (aus fetian), cræf(t)ca (für cræftiȝa), plæce für *platea, æȝlæca (got. aglaitja) etc. Vgl. auch Lit. Bl. g. r. Ph. 8 Sp. 114.

§ 21. Den Hauptanteil an der Palatalforschung hat Bülbring, der in Anglia Beibl. IX drei ganz hervorragende Artikel zu diesen Fragen veröffentlicht hat. — S. 74 f. Trotz Morsbachs Bemerkungen (Beibl. VII S. 330) hält B. daran fest, daß auf dem Ruthweller Kreuze die Rune für ċ in iċ, liċæs usw. den Palatallaut bezeichnet und überhaupt zwischen palatalem und velarem k konsequent und fehlerlos geschieden ist. „Die bei Besprechung der nordh. Entwicklung der k-Laute vielfach erwähnte Schwierigkeit, daß man eine spätere rückläufige Bewegung anzunehmen habe [z. B. Kluge], scheint mir mehr dem Namen nach als in Wirklichkeit zu bestehen. Denn man darf ja selbstverständlich die nordh. Palatalisation nicht einfach zusammenwerfen mit dem, was man im Südenglischen schlechtweg ebenso genannt hat, obwohl man hier mit demselben auch die erst auf die Palatalisation folgende Assibilation zu ċχ, d. h. palatalem kχ, und selbst die erst darnach eintretende Dentalisation zu tš mit einzuschließen pflegt. Die eigentliche Palatalisation ist gemeinenglisch. Über diese Stufe ging das Nordhumbrische nicht hinaus. In den übrigen Dialekten machte die Entwicklung hier jedoch nur Halt, wenn inzwischen durch Synkope eines ursprünglich zwischenstehenden i ein Konsonant unmittelbar hinter das ċ getreten war (sæċþ < sæċiþ). Erst darnach trat im Südhumbrischen Assibilation und Dentalisation ein (sǣčan)". — S. 102 ff. bei der Besprechung von Dieters Laut- und Formenlehre äußert B. sich zur Aussprache des ae. ċ. Er vermutet, daß die frühurengl. palatalen Verschlußlaute ċ, ġ und die entsprechenden Längen ċċ, ġġ im Laufe des 7. Jahrhunderts zu ċχ, ġʒ, ċċχ, ġġʒ assibiliert wurden (außer vor Konsonanten und im Nordh.) und ungefähr im Anfange des 8. Jahrhunderts Dentalisation erfuhren, entweder zu den im Me. geltenden Lauten tš, dž, ttš, ddž oder doch sehr ähnlichen Lauten (vgl. E. B. § 493). Doch bliebe immerhin noch zu erwägen, ob das tš überall so früh entstand. „Das Alliterieren des velaren c mit dem palatalisierten ċ > č ist um so auffälliger je mehr man die Ausbildung des tš-Lautes hinaufrückt. Doch braucht man hierum vielleicht nicht so gar ängstlich zu sein, da ohne Annahme einer starken Tradition dichterischer Technik sowieso nicht auszukommen ist. Die traditionelle Schreibung bildete eine andere große Stütze, wie auch die südlich vom Humber wohl nicht unbekannte Aussprache der Nordhumbrier. Ja, man mag eine Zeitlang eine für den dichterischen Vortrag gebräuchliche ältere Aussprache beibehalten haben (assibiliertes ċχ, wenn nicht ċ). Scheint dies aber alles zu bedenklich, so kann man vielleicht seine Zuflucht in der Annahme suchen, daß auf dem größten Teil des mercischen Gebietes die Stufe tš später erreicht wurde

als in den südlicheren Mundarten. Denn da das nordh. Anglisch ja bei der Palatalisation der Verschlußlaute stehen blieb, so darf man vielleicht vermuten, daß die weitere Bewegung im Süden begann und sich nur langsam über das mercische Anglisch ausbreitete."

Dann S. 289 ff.: „Was läßt sich aus dem Gebrauch der Buchstaben k und c im Matthäus-Evangelium des Rushworth-Manuskriptes folgern?" Nach B. handelt es sich um einen spätmercischen Text aus der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts. Wir wollen B.s Beweisführung ganz kurz in den Hauptzügen zu entwickeln versuchen, im 2. Kapitel haben wir uns im einzelnen damit auseinanderzusetzen. Aus einer Zusammenstellung der k-Formen ergibt sich als wichtigste Tatsache, daß dieser Buchstabe in keinem einzigen Falle steht, wo in einer südhumbrischen Mundart č erscheinen könnte oder notwendig erscheinen müßte, d. h. k steht für den nichtassibilierten Laut. — Speziell für den Anlaut hat der Schreiber Farman insofern eine orthographische Regelung eingeführt, als er die Analogie der verschiedenen Geltung des lat. c vor a, o, u (als k) einerseits und vor e, i (als ts) andrerseits aufs Altenglische anwandte und dort, wo es notwendig erschien, sich einer differenzierten Schreibung bediente. Lautet vor i, e, æ ein k, so wird k gesetzt, lautet vor i, e, æ aber ein č, so finden wir c. Da eine solche Auseinanderhaltung der Laute vor a, o, u [hier kam ein č ja nicht vor] und aus bestimmten Gründen auch vor y nicht erforderlich war, so wird vor diesen Vokalen nur c geschrieben, dessen k-Lautung aber außer Zweifel steht.

S. 299. „Die Tatsache, daß Farman seinen Gebrauch des c und k im Anlaut nach dem Lateinischen geregelt hat, ist nicht ohne Wert für die Bestimmung des Lautwertes des ae. č zu seiner Zeit und in seiner Mundart. Nicht nur sieht man, daß er sich deutlich eines Unterschiedes zwischen dem Anlaut, z. B. von čiken und kining bewußt war, sondern es muß eine gewisse Ähnlichkeit der Aussprache des c z. B. in ae. čerdun und lat. certum gewesen sein, die ihn zu der oben dargelegten Unterscheidung brachte. Da er das lat. c vor palatalen Vokalen wie ts sprach, so muß er das ae. č ebenfalls dental gesprochen haben, d. h. ganz oder ungefähr wie ne. tš." — Falls dieses Rushworth-Argument beweisend ware, gälte die tš-Aussprache sicher von der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts ab; für eine frühere Datierung bringt B. aber keine neuen Gründe vor (auf orceard, feccan usw. wird ja stets verwiesen), obwohl er den Quetschlaut seit dem Beginn der historischen Überlieferung (ca. 700) behauptet. Vgl. noch B.'s endgültige Formulierung im E. B. § 493.

§ 22. In ganz interessanter Weise erörtert G. Hempl "Old English č, čğ etc." in Anglia XXII S. 375 ff. H. nimmt folgende Entwicklung an:

velar stop	c	g
palatal stop	ċ	ġ
palatal affricate	ċχ	ġj
dental affricate	tš	dž

Bei der Frage: "when were these various stages reached"? verlegt er die Palatalisation im Anschluß an Kluge in die kontinentale Periode. Die palatale Affrikata sieht Verf. beim χ in den Formen der Epinaler Glossen mygg, segg, ilugsegg, also gg hier = ġj. Daß in dem gg kein geminierter Verschlußlaut zu erblicken ist, sondern die Affrikata, glaubt H. in der Schreibung ngi für palatales ng, z. B. in mengio, gimængiungæ bewiesen; denn da in letzteren Fällen das ngi sicher ngj bedeuten solle, so müsse das palatale ġġ auch ġj gelautet haben. "As we shall see directly that the dental-affricate stage was attained in the latter half of the 7th century, it is clear that the Epinal Gloss represents a late point in the palatal-affricate stage, which must then have begun in the 6th century, if not earlier". Für die Erreichung der tš- bezw. dž-Aussprache werden als beweiskräftige Beispiele die erst verhältnismäßig spät belegten orceard = ort-geard, gefeccan = gefetjan, micgern = *midgern (ahd. mittigarni) usw. auch hier wieder vorgebracht; doch glaubt H. für seine Behauptung, daß die dentale Affrikata wahrscheinlich schon vor 700 gegolten habe, einen viel früheren Stützpunkt als jene Schreibungen gefunden zu haben: seine Argumentation beruht nämlich auf der Schreibung cg. "This use of c has usually been explained as a sign of the palatal quality of the gg. I shall show that this is a mistake and that the occurrence of the c is, instead, an indication of the presence of the affricate" (vgl. Sievers, Ags. Gr.[3] § 215 Anm. 2). Hempls Gründe sind folgende:

"1. If c was employed as a sign of the palatal quality of g, it is strange that we do not find it so used until several hundred years after the palatalization took place, but observe it coming into use at a time when we may look for the affricate.

"2. If c was a sign of palatal quality, we are justified in wondering why it was used to show this only in the case of those palatal g's that became affricates. There was far more need of a palatal sign in the case of the palatal fricative g (= j) as distinguished from the velar fricative g (= γ). If it be urged that c, being itself a stop, could indicate the palatal quality of a stop only, it must have been to distinguish the palatal

stop from the velar stop. But this latter sound is (except in the combination ng) of so very rare occurrence [frogga, dogga und einige wenige], that it would be unreasonable to suppose that the use of cg etc. was due to a desire to avoid the danger of confusion with it.

"3. c was itself a symbol not only for the palatal c but also for the velar c, or k, and so had no special call to be regarded as prëeminently fitted to stand as a sign for palatal quality. Had id been so regarded, we should expect that when k came to displace c before secondary palatal vowels as a sign for the velar stop (for example, cyning > kyning) [nach Bülbring, Angl. Beibl. IX S. 289 hat cyning anlautend palatales ċ], it would have displaced it before back vowels as well."

Mit aller Entschiedenheit wendet Hempl sich gegen die Theorie einer diakritischen Verwendung des c zur Bezeichnung des palatalen geminierten Verschlußlautes. "We must be cautious in ascribing to writers the deliberate use of a letter as a diacritical sign . . . A scribe uses a letter because he hears a sound that is more or less like one that he is accustomed to spell with that letter." Aus all diesen Erwägungen kommt H. zu folgendem Schluß: "ġġ had come to sound very much like one of the sounds for which c was the symbol, namely, the affricate tš, and so c was used to represent it". Die Schreibung cg hatte nur Sinn, wenn sowohl die stimmlose als auch die stimmhafte dentale Affrikata in der Sprache bestanden; da die stimmlose (tš) allgemein durch c ausgedrückt war, ergab sich die schriftliche Fixierung der stimmhaften (dž) ganz einfach, indem das c (= ts) durch Zufügung eines stimmhaften Elementes (g) gemildert wurde und somit cg, gc dafür geschrieben wurden. "In brief, we must regard the rise of the spellings c, cg, cgg, gc etc. as an indication that the language was at the time at the dental-affricate stage." Zum ersten Male findet sich die Schreibung cg bezw. gc in einer Urkunde aus dem Jahre 692/93 (egcbaldus) und wird von da an immer häufiger. "It is evident that there is a distinct change in spelling between the Epinal with its gg, ngi etc., and the subsequent literature with its cg, ncg etc. Before usage settled down to cg as the symbol for dž, various similar spellings (cgg, gc, c) were employed in the effort to express the voiced dental affricate which arose in the latter half of the 7th century." Dem Einwurf der Alliteration kommt H. mit folgender Erwägung entgegen: "The fact that even in comparatively late Old-English times the two c's alliterated does not throw doubt on the argument that one was k and the other tš. The ancient poetry that was composed before the dental-

affricate period, had rimes of this kind, but in reciting this poetry the bard, ignorant of the pronunciation of his ancestors, of course articulated the words with the pronunciation of his own day. He was therefore familiar with such rimes as k: tš and did not hesitate to employ them in his own compositions."

§ 23. Wyld (Contributions to the History of the Guttural Sounds in English) vertritt, was die Aussprache des ae ċ anlangt, denselben Standpunkt wie Sweet, nämlich, daß es ein front stop consonant gewesen sei, und er legt auseinander, was er unter einem palatalen Verschlußlaut versteht, um damit zugleich einem Mangel der Sweetschen Begründung entgegenzukommen, S. 136: "By a front stop is simply meant a stop formed with that part of the tongue which is used in forming the German j-sound. . . . In forming the front stops the middle or 'front' part of the tongue is pressed against the hard palate just behind the alveolars, the effect being that of a kind of t or d, according to whether there is voice or not. When the stop is opened a j-like off-glide is heard, and it is this off-glide that gives the sound its very characteristic 'colour'." Für eine gerechte Würdigung der Sweet-Wyldschen Anschauung ist es von Wichtigkeit hervorzuheben, daß beide durchaus nicht einen k-Laut wie z. B. in unserem Nhd. „Kind" annehmen, vielmehr ein kj, das mit einem tj enge Artikulationsverwandtschaft hat.

Gegen die tš-Aussprache der deutschen Forscher bringt Wyld folgende Gründe vor:

1. The process of passing from a back or even perhaps a root stop consonant to a point-teeth stop + a blade-point-open must of necessity be a very long one.

2. O.E. ċ is constantly doubled, and there would be no reason for doubling what is already a complex sound. Thus, if O. E. ċ = tš, O. E. ċċ must = either tštš or ttšš, which are unpronounceable combinations. ċ must therefore have been a single, simple sound.

3. If O. E. ċ had really become a double sound it could not possibly have become k, as we know it did in certain combinations, cf. M.E. sekþ = O.E. seċþ. To suppose that ċ had got over all the stages from k to point-teeth t, had also developed the sh-sound after it, and could then suddenly go right back to k again, is surely unreasonable.

4. M. E. forms like bleinte, queinte, seinte = O. E. blenċte, cwenċte, senċte, could only have been produced by the influence of a front stop. These forms are not particularly early, and they seem to show that ċ remained a front stop pure and simple until well into the M. E. period. Had O. E. ċ already = tš, it

seems to me inconceivable that the -eint forms could ever have arisen at all." — Die auf orceard, feccan etc. beruhenden Argumente hält W. für durchaus nicht zwingend, da diese Formen für seine front-stop-Theorie ebenso beweisend wären, indem die Kombinationen tj oder ti zu einem einfachen front-stop-Konsonanten assimiliert wurden, und als solche hatten nach W. ja ċ (wie oben ausgeführt) und tj ungefähr gleiche Lautung.

In Übereinstimmung mit den meisten Forschern ist es auch Wylds Ansicht, daß das germanische k in sämtlichen altenglischen Dialekten unter den bekannten Bedingungen palatalisiert wurde. Das Neue, was er zu bringen glaubt, ist nun, daß er unter Zuhilfenahme eines allerdings schon früher mit weiterer Geltung formulierten Lautgesetzes ein Nebeneinanderbestehen von palatalisierten und nicht palatalisierten Formen zu einer gewissen Periode im Ae. behauptet. Das Lautgesetz ist folgendes: ċ + open consonant = k (Wyld behandelt nur In- und Auslaut, nicht Anlaut!). k verblieb im Me., und ċ wurde lautgesetzlich zu ch; auf diese Weise hatte dann ein und dasselbe Paradigma vielleicht sowohl k als auch ch in seinen Formen, bis zu einer gewissen Zeit die nördlichen Dialekte eine besondere Vorliebe für die k-Formen zeigten und die südlichen aus einer 'predilection' für die ch-Formen die meisten der mit k, aber nicht alle, eliminierten.

Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß Wyld den tš-Laut erst dann zu datieren geneigt ist (cf. Sweet), wo sich faktische Schreibungen mit -tch vorfinden. Während Sweet die ersten Beispiele aus der Mitte des 14. Jahrhunderts vorbrachte, hat W. einige Fälle früheren Datums entdeckt:

im Metrical Psalter (vor 1300): wretchedness,
im Bestiary (um 1250): witches,
in Genesis and Exodus (um 1250): fetchden;

letzteres schon Hilmer (1876) und E. Förster (1884).

Doch sind die tch-Formen erst in dem um 1440 anzusetzenden Promptorium ganz geläufig.

§ 24. Von den Rezensionen der Wyldschen Arbeit sei M. Försters gute Kritik in Idg. Forsch. Anz. XII S. 105 ff. deshalb erwähnt, weil dort eine Erklärung des ganzen Palatalisierungsprozesses gegeben wird, die hier folgen möge: „Der schon im Gemeingermanischen vor $^{i}/_{e}$ am hinteren Hartgaumen gesprochene Verschlußlaut wird gemein-ingwäonisch vorgetrieben bis zum mittleren Hartgaumen. Darauf tritt, wohl ebenfalls noch in kontinentaler Zeit, Mouillierung des Verschlusses ein, indem das Berührungsgebiet zwischen Zunge und Hartgaumen vergrößert, der $^{i}/_{e}$-Artikulation angeglichen wird. Die Un-

bequemlichkeit, klar mouillierte Laute am mittleren Hartgaumen zu bilden, mag dann die Artikulationsstelle noch weiter vorgedrängt haben, und zwar zunächst zum vorderen Hartgaumen. In diesem Stadium konnte sehr leicht für mouilliertes alveolares t ein ae. c geschrieben werden, ohne daß darum, wie meist angenommen wird, die Laute in Wirklichkeit völlig gleich gesprochen wurden, weil mouilliertes alveolares t und mouilliertes Vorderhartgaumen-k akustisch einen sehr ähnlichen Eindruck machen, was bei ihrem teilweise gemeinsamen Verschlußgebiete nicht zu verwundern ist. In Formen vor Konsonanz ist vermutlich ĉ nicht soweit vorgeschoben worden, sondern bei der mittleren Hartgaumenartikulation stehen geblieben, worauf dann zunächst beim Absetzen des Verschlusses die Mouillierung aufgegeben wurde uud schließlich reiner Hartgaumenverschluß übrigblieb. Wann die Artikulation noch weiter vorrückte zum mouillierten Alveolarverschluß, wissen wir nicht; einen sicheren Beweis, daß dies schon im 9. Jahrhundert geschehen, vermag ich — darin stimme ich Sweet und Wyld bei — in Schreibungen wie orceard für ortgeard nicht zu erkennen. Nachweislich ist diese Artikulationsstelle erreicht im Anfang des 13. Jahrhunderts, vermutlich aber schon 1 bis 3 Jahrhunderte früher, da wir um die Mitte des 13. Jahrhunderts schon den weiteren Schritt, die Entwicklung der mouillierten alveolaren Affrikata (tš) in Schreibungen mit tch völlig gesichert sehen. Auch ob die Entstehung einer Affrikata schon auf palatalem Gebiete stattfand, wie z. B. Bülbring annimmt, oder erst auf alveolarem, wie mir wahrscheinlicher ist, läßt sich nicht entscheiden. Dagegen möchte ich noch einmal betonen, daß die Lösung des Verschlusses das entscheidende Moment für die Entstehung von tš ist, daß also einmal der Verschluß mouilliert, d. h. gleichzeitig auf der ganzen Berührungsfläche gelöst werden muß, und daß zweitens die Artikulationsstelle im Augenblick der Explosion den Ausschlag gibt, daher Formen wie ae. prica oder stician aus *sticôjan mit palatal eingesetzem aber velar ausgesetztem k nicht den Wandel zur Affrikata aufweisen."

§ 25. Betreffs der Aussprache des ae. ċ vertreten Kaluza (I §§ 43, 91), Bright (§ 4) und Wright (§ 309) im großen und ganzen denselben Standpunkt, wenn sie einen palatalen Verschlußlaut behaupten, der ungefähr dem k in kill, kid, Kind gleichsteht. Am Schlusse dieser Darstellung möge eine Bemerkung Kaluzas erwähnt werden, der wohl in Anbetracht des geringen, dem phonetisch Ungebildeten nicht bewußten Unterschiedes der palatalen und velaren Verschlußlaute in Kind, Kunst, kill, could sich veranlaßt sieht, zu betonen, daß im Altenglischen

palatales und velares c noch streng voneinander geschieden worden seien, während heutzutage in den modernen Sprachen sowohl vor dunklen wie vor hellen Vokalen die Artikulationsstelle zwischen den harten und weichen Gaumen verlegt sei.

II. Auseinandersetzung mit den herrschenden Meinungen.

§ 26. Wie aus dem Überblick über die bisherige Forschung wohl hervorgeht, herrschen bezüglich der Aussprache des ae. ċ mancherlei Ansichten, zu deren Klärung das vorhergehende Kapitel etwas beigetragen haben dürfte. Besonders aber zwei Ansichten bekämpfen einander. Auf der einen Seite ist es die Verschlußlauttheorie, die als die einzig richtige angesehen werden will, und auf der andern Seite die von Sievers, Kluge, Bülbring sehr geförderte Anschauung, die dem palatalen ċ unter gewissen Bedingungen im Südhumbrischen bereits den Quetschlaut tš glaubt zuerkennen zu müssen, Bülbring und Hempl schon seit den Anfängen der historischen Überlieferung, Kluge und wohl auch Sievers dagegen erst für eine spätere Zeit der ae. Sprachperiode.

Aber die Anhänger des palatalen Verschlußlautes sind, falls es auf eine genaue Bestimmung des Lautwertes ankommt, durchaus nicht derselben Meinung, viele halten das ċ einfach dem k-Laute in nhd. Kind oder ne. kill, kid gleich, während Sweet und Wyld nach ihren Ausführuugen eigentlich von einem mouillierten oder alveolaren k-Laute, der enge Berührung mit t hat, ausdrücklicher hätten reden müssen.

Im folgenden haben wir uns nun mit den herrschenden Ansichten auseinanderzusetzen und vor allem die mehr oder weniger zwingende Beweiskraft der vorgebrachten Gründe zu prüfen. Dabei wollen wir vom Germanischen ausgehen und gemäß den vom phonetischen Gesichtspunkt aus anzunehmenden Hauptstufen in der Entwicklung des k-Lautes, nämlich zu ċ, ċj (cχ̇) und tχ̇ (tš), auch zunächst von der Palatalisierung, dann von der Assibilierung und schließlich von der Dentalisierung sprechen.

1. Zur Palatalisierung.

§ 27. Nach Sievers, Grundzüge § 482 versteht man unter Palatalisierung die Veränderung, die ein beliebiger Laut (oder eine Lautgruppe) durch Anpassung an die Mundartikulation eines

palatalen Vokals (speziell oft i od i̯) erfährt, d. h. durch eine dem Palatalvokal entsprechende dorsale Erhebung der Vorderzunge. S. hebt sodann hervor, daß die eigentlichen velaren Konsonanten der Palatalisierung nicht direkt fähig seien, weil bei ihnen die Hinterzunge so sehr nach hinten gezogen wäre, daß die Vorderzunge die erforderliche Palatalstellung nicht mehr einnehmen könne. Wenn somit bei diesen Konsonanten „deutlich und ohne Gleitbewegung während der Dauer des Lauts palatalisiert werden soll, so wird die Artikulationsstelle selbst vom weichen zum harten Gaumen verschoben, d. h. an die Stelle des eigentlichen Velars tritt ein Palatal". Schließlich kann die Palatalisierung, wie S. § 486 ausführt, je nach der Zungenhöhe des sie bewirkenden Vokals verschiedene Grade aufweisen. „Je höher der Vokal, um so mehr wird die dorsal gewölbte Zunge dem Gaumen genähert, und um so deutlicher wird der Palatalklang. Die Anpassung an die i- oder i̯-Stellung erzeugt daher die stärksten Grade von Palatalisierung." Es sei hier noch zum Zwecke einer klaren Begriffsscheidung betont, daß die eigentliche Palatalisierung, wie wir sie im folgenden auch auffassen wollen, nur in der veränderten Artikulationsstellung (Verschiebung) des betreffenden Lautes, in unserem Falle des k, besteht. Von oft mit ihr verbundenen Begleiterscheinungen, wie stärkerer oder schwächerer Affrizierung bezw. Assibilierung ist später ausführlicher zu handeln, obwohl es sehr schwer ist, eine Grenze zu ziehen, wo einfacher palatalisierter Explosivlaut aufhört und palatalisierte Affrikata beginnt.

§ 28. Wenn wir nun mit der Frage nach der Natur der germanischen Gaumenverschlußlaute unsere Untersuchung beginnen, so stoßen wir hier sofort schon auf Schwierigkeiten und Meinungsverschiedenheiten. Es ist allerdings die Ansicht der neueren Forschung, daß die zwei bezw. drei idg. Gutturalreihen im Germ. in die velare zusammengefallen seien (cf. Kluge, P. Gr.[2] I S. 373, 376), was man aus verschiedenen singulären Erscheinungen glaubt erschließen zu können. Fürs k folgert Kl. die rein gutturale, nicht palatale Aussprache aus dem Dunkelbleiben dieses Lautes nach der hochdeutschen Lautverschiebung in den schweizerischen Dialekten auch in Fällen wie ich, mich = iχ, miχ. Bei dieser Auffassung wird dann natürlich die Palatalisierung der anglofriesischen Dialekte als eine jüngere Sonderentwicklung angesehen.

Hier ist nun nicht der Ort, auf eine prinzipielle Erörterung dieser Grundfrage einzugehen, verwiesen sei aber nochmals auf die allerdings schon ältere Ansicht von H. Möller, der in seiner früher erwähnten Abhandlung die Anschauung vertritt, daß die idg. Palatalreihe in einigen Dialekten des Wg., besonders im Eng-

lischen und Friesischen, fortbestanden und sich weiter entwickelt habe. Bei einer solchen Auffassung, die auch beachtet zu werden verdient, ist selbstverständlich von einer anglo-fries. Palatalisierung überhaupt nicht mehr zu reden.

Ehe wir uns nun zu dieser Frage äußern, wollen wir zunächst den Standpunkt der neueren Forschung einnehmen und von hier aus den verschiedenen Ansichten und ihren Begründungen eine gerechte Würdigung angedeihen lassen.

§ 29. Bekanntlich verlegt Kluge die Anfänge der Palatalisierung, d. h. die Verschiebung der Artikulationsstelle vor palatalen Vokalen vom weichen zum harten Gaumen, in die kontinentale Periode, und zwar ins 4. Jahrhundert. Der erste von Kl. hierfür geltend gemachte Grund, nämlich die Berührung mit dem Friesischen, legt in der Tat die Vermutung nahe, daß beide Sprachen einem gemeinsamen Antriebe gefolgt seien, ehe die Angelsachsen sich absonderten; doch konnte recht wohl eine gleiche Entwicklung bei eng verwandten Stämmen auch territorial getrennt, einzelsprachlich, und somit beiderseits später vor sich gehen, ebenso wie die der sogen. ae. Diphthongierung durch Palatale entsprechende in dem kielurithî der aus dem 10. Jahrhundert stammenden Merseburger Glossen durchaus nicht zu beweisen braucht, daß das k sechs Jahrhunderte vorher palatal geworden war; ja vielmehr würde eine Auffassung, die für einen Lautübergang domizilen Zusammenhang der davon betroffenen Völker bedingt, konsequent in diesem Falle die Palatalisierung bereits geraume Zeit eher anzusetzen genötigt sein, da die im Flußgebiet der Bode und Unstrut seßhaften Angeln sich schon im Laufe des 2. Jahrhunderts von ihren Stammesgenossen abgetrennt haben (vgl. Bremer, P. B. B. IX S. 580[1]). Entscheidend ist aber für Kl. die Tatsache, daß die Palatalisierung der Velaren nur so lange möglich war, als das gemeinwg. i in Formen wie *broki (> me. brech), *banki (> bench) usw. noch nicht apokopiert war (cf. P.Gr. I² S. 424; Sievers P. B. B. V S. 101 ff.). Wenn auch das betreffende germ. Auslautgesetz zeitlich nicht genau fixiert ist, so läßt sich jedenfalls die Notwendigkeit, die Artikulationsverschiebung vor jene Zeit zu datieren, nicht leugnen; aber trotzdem bleibt stets die Frage offen, wie lange vorher der Palatalisierungsprozeß stattgefunden hat. Zwischen letzterem und der Apokope läßt Kl. nur einen verhältnismäßig beschränkten Zeitraum, was einerseits in seiner Umlautsauffassung begründet

[1]) Laut P. Gr. III², Ethnographie § 131 Anm. und § 144 Anm. möchte Bremer die Zurückführung der Sprache der Merseburger Glossen auf Angeln nicht mehr aufrecht halten.

erscheinen dürfte, dann aber wahrscheinlich auch in der Erwägung, die Einheitlichkeit der wg. Sprachen — denn nach seiner Ansicht bestanden in der deutschen Sprachgruppe ja nur die Velaren — so lange wie möglich festzuhalten.

Falls durch obige Argumente die Palatalisierung, die doch als eine allgemeine assimilatorische Artikulationstendenz aufgefaßt werden muß, ungefähr richtig datiert ist, dürfte die für den ursprünglichen Inlaut festgestellte Wirkung auch gleichmäßig auf den Anlaut übertragen werden. Dagegen ist, was den Auslaut anlangt, eine kleine Abänderung insofern nötig, als natürlich hier die Palatalisierung keinem folgenden palatalen Vokal zugeschrieben werden kann, vielmehr ein vorhergehendes i dafür verantwortlich gemacht werden muß; es sind die bekannten Fälle liċ, diċ, piċ, wiċ, iċ, hwylċ (<*hwalik), swylċ (<*swalik) usw.

§ 30. Bülbring (E.B. § 491—493) verlegt die Verschiebung ursprünglicher Velare vor den primären Palatalvokalen zu ungefähr dem Laute des nhd. k in „Kind“ ins Frühurenglische, d. h. vor die Zeit des i-Umlautes; als letzterer in Erscheinung trat, war die Kraft des Palatalisierungsgesetzes erloschen. Betreffs des terminus a quo bringt B. sie mit Hilfe der relativen Lautchronologie nach der Artikulationsverengerung der Vokale und nach der Brechung unter, allerdings hinzufügend, daß sie sich, falls sie teilweise früher eingetreten sei, auch nach jenen vokalischen Veränderungen noch wirksam gezeigt habe. Da B. laut E.B. § 90 die Artikulationsverengerung der Vokale in die Zeit der angelsächsischen Eroberung, also um 450, setzt und erst in England aufgenommene Lehnwörter wie lat. castra noch an diesem Vorgang regulär teilnehmen lassen will (anders Pogatscher S. 192: Analogie im kombinatorischen Lautwandel; vgl. E.B. § 94 Anm. 4), so wäre demnach die Hauptaktion des Palatalisierungsprozesses am Ende des 5. Jahrhunderts zu datieren und somit gegen Kl. ein Unterschied von ca. 150 Jahren festzustellen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der von B. ausgenutzte Scherersche Begriff der Artikulationsverengerung bezw. Tonerhöhung für die anglo-friesische Sprachgruppe seine Geltung hat, indem durch ihn sicher eine fast durchgehends verbreitete Lautneigung, nämlich ein Bestreben nach vorwärtsschreitender, d. h. palataler Artikulation zum Ausdruck gelangt (vgl. Tanger S. 14); eine enge, auch zeitliche Berührung mit der Palatalisation wäre somit höchst wahrscheinlich. Dagegen hat letztere mit der Brechung auch zum Zwecke einer chronologischen Bestimmung nichts zu tun, da durch diese die Qualität des in

Betracht kommenden Vokals nicht verändert wird: æ (< a durch Tonerhöhung) > ea, e > eo, i > io.

§ 31. Sehr häufig, besonders auch bei Sweet, stößt man auf die Anschauung, daß inlautend z. B. in *banki, *sôkjan usw. der Grund für die Palatalisierung im Umlaut zu suchen sei (cf. E. Förster, Anglia Anz. VII S. 72), wobei natürlich die Mouillierungstheorie zu verfechten ist. Man erkennt dann die Entstehung des ċ in dem ersten Stadium des i-Umlauts, eben in der Mouillierung (Palatalisierung) des vorhergehenden Konsonanten. Zum Zwecke einer klaren Scheidung der Begriffe wollen wir feststellen, daß in Anlehnung an Lenz in diesem Falle wohl nur von Palatalisierung zu sprechen sein dürfte, d. h. einer Verschiebung nach vorn, die sich bis zum Mediopalatum erstreckt, während die Mouillierung durch eine eigentümliche Verschlußlösung am Präpalatum entsteht.

Obiger Palatalisierungsvorgang, der als Anfangsaktion beim i-Umlaut seine Erklärung findet, dürfte schwerlich sämtlichen gegen ihn erhobenen Einwänden standhalten können. Da laut Sweet H. E. S. § 141 beim i-Umlaut eine rückwärtswirkende Zugkraft mit Modifizierung der dazwischenstehenden Konsonanten anzunehmen ist, wird solche Anschauung schon dadurch erschüttert, daß die Entstehung des palatalen ċ und schließlich des tš im Auslaut nach nicht umgelautetem Palatalvokal eine Tatsache ist, mit der sich abzufinden Sweet als "a difficult question" bezeichnet (H. E. S. § 742). Direkt anschließend möchte ich eine diesbezügliche Äußerung Viëtors aus Phonet. St. III S. 86 anführen, der eine gegenseitige Anpassung als einen besonders leicht eintretenden Vorgang ansieht: „Palatalisierung eines Gutturalkonsonanten durch vorausgehenden Palatalvokal ist eine so naheliegende Erscheinung, daß man nach einer andern Erklärung, wie ich glaube, nicht zu suchen braucht." Wir möchten hinzufügen, daß beim Verschlußlaut diese „Harmonie" am allerersten eintreten dürfte.

Wenn im Auslaut in einigen Fällen ein Flexions-e zu Hilfe genommen wird (Sweet), wie in lic, liċes, bæc, bæċe, so entbehrt dies insofern der Wahrscheinlichkeit, als in primitiv volkstümlicher Rede der Nominativ in seiner Verwendung stets ein Übergewicht über die flektierten Kasus gehabt haben wird und eine Beeinflussung in anderer Richtung gebotener erscheint. Übrigens wäre auch in den flektierten Kasus bloße Anpassung ohne Mitwirken des i-Umlauts anzunehmen. Sweets Erklärung von ich, which, swich, wich, ditch als die Folge von Unbetontheit, wodurch das vorhergehende i veranlaßt wurde, seinen Einfluß geltend zu machen, ist mit Recht abgelehnt worden (Morsbach, Lit. Bl.

g. r. Ph. X S. 100; Viëtor a. a. O.); für uns ist sie aber von Wichtigkeit, da in obigen Fällen doch faktisch auf ein vorhergehendes i zurückgegriffen wird und eine Verschiebung ohne den Mouillierungsakt somit möglich war.

Ferner wird eine Palatalisierungstheorie, nach welcher im Inlaut von dem umlauterzeugenden Vokal aus in assimilatorischer Weise eine rückwärts gerichtete Kraft ausgeübt wird (vgl. den Unterschied von *sôkjan und *swalik bei Sweet), durch die Tatsache der Palatalisierung im Anlaut, wo das ċ doch schwerlich durch Vermittlung des i-Umlauts entstanden sein kann, in ihrer Gültigkeit sehr eingeschränkt, ja aus der Gegenüberstellung von Anlaut und Inlaut dürfte hervorgehen, daß Palatalisierung und i-Umlaut eigentlich gar nichts miteinander zu tun haben und inlautend im besten Falle nur rein zufällig zeitlich zusammengetroffen sein könnten.

Leuchtet hierdurch ein, daß auch die eigentliche Palatalisierung im Inlaut durch die Mouillierungstheorie bei Umlaut nicht erklärt werden darf, so dürfte überhaupt eine so orientierte Umlautsauffassung höchst unwahrscheinlich gemacht werden und die psychologische Erklärung durch die Antizipation allmählich zu größerem Rechte gelangen. Auf die häufig erhobenen schwerwiegenden Einwände, daß sich in der späteren englischen Sprachentwicklung, abgesehen von den Gaumenlauten, keine einzige Spur einer früheren Palatalisierung mehr finde, daß es aber weit natürlicher ist, eher für eine singuläre Erscheinung eine eigene adäquatere Erklärung zu suchen, als ein allgemeines spurloses Verschwinden einer zweifelhaften Lauterscheinung anzunehmen, und endlich, daß in den Fällen, wo der vom i gefolgte Konsonant ein Labial war, die Palatalisierung sicher sehr unwahrscheinlich ist (vgl. Siebs, P. Gr. I² S. 1155 Anm. 1), braucht hier kaum verwiesen zu werden. Vielleicht könnte man noch hinzufügen, daß bei der Mouillierungstheorie der Umlaut z. B. von éa > íe und æ > e jedenfalls nicht begründet ist, denn eine Anpassung des palatal gewordenen Konsonanten an diese Vokale war sowieso gegeben, so daß ihre weitere Verschiebung nach vorn von hier aus m. E. nicht einzusehen wäre.

Können wir nach all diesem eine solche Umlautsauffassung nicht teilen, ist aber bei der Palatalisierung die artikulatorische Assimilation an folgende oder vorhergehende palatale Vokale das Entscheidende, so müssen wir diese Anpassung zur Antizipation in Beziehung setzen und mit ihr in Einklang bringen. Die Anhänger dieser Ansicht haben in Wörtern wie *banki, *sôkjan unbedingt zwei durchaus getrennte Vorgänge anzunehmen: 1. eine Anpassung des velaren k an das i oder j und 2. eine

teilweise Einstellung der Artikulation auf das i hin. Es ist ohne weiteres klar, daß ersterer Vorgang, nämlich die Palatalisierung, durch diese Anschauungsweise nicht im geringsten chronologisch datiert ist; sie etwa ins 4. Jahrhundert zu verlegen, könnte höchstens aus dem schon angedeuteten Wunsche entspringen, die wg. Spracheinheit nicht eher wie notwendig zu gefährden. Sind wir somit auf dunkle Vorzeit angewiesen, so dürfte schließlich der Versuch auch einmal gewagt werden, überhaupt eine Palatalisierung zu leugnen und Verschlußlaut und palatalen Vokal seit frühen Zeiten in Übereinstimmung sein zu lassen. Auf die eventuelle Möglichkeit einer solchen Auffassung werden wir gleich nachher hinweisen.

§ 32. Eine interessante Einsicht in die lautlichen Verhältnisse gestattet eine Gegenüberstellung der Entwicklung des k vor primären und vor sekundären Palatalvokalen. Die Nichtassibilierung, ja, wie die Forscher meinen, das Verharren bei velarem k vor den erst durch den i-Umlaut entstandenen Palatalvokalen möchte in der Tat die Annahme einer Palatalisierung als erforderlich erscheinen lassen, indem der gemeingerm. Lautwert dieses Konsonanten hier vor den sekundären Vokalen frei und ungehindert in die Erscheinung tritt, während einige Zeit vorher ein Palatalisierungsprozeß auf das k vor den primären Vokalen modifizierend eingewirkt hatte. Zwischen dem c in cinn, cîdan und dem in cining, cyssan muß entweder schon zur Zeit des i-Umlauts ein nicht geringer lautlicher Unterschied bestanden haben, oder es sind andere Faktoren, vielleicht psychologische, mit im Spiel gewesen, denn sonst wäre es unerklärlich, wie im ersteren Falle sich ein tš-Laut entwickelte und im anderen der reine Verschlußlaut erhalten blieb. Welcher Gestalt diese Differenz oder diese Faktoren nun waren, ist für unsere Erörterung von großer Wichtigkeit. Auf den ersten Blick dürfte man geneigt sein, dem i-Umlaut hierbei eine gewisse Rolle zuzuschreiben, und die Vermutung läge nicht fern, daß eine richtige Erkenntnis des Wesens des i-Umlauts mit seiner Wirkung und Gegenwirkung auch die hier bestehenden Schwierigkeiten aufhellen würde; doch kämen wir dabei leicht in Spekulationen hinein, die ebenso mystisch wären wie die Annahme eines plötzlichen Erlöschens der Palatalisierungskraft zur Zeit des i-Umlauts.

An sich muß zunächst die Behauptung des velaren Verschlußlautes in cyning, cining, cyssan etc. befremden, und hier wollen wir anknüpfen und in diesen Wörten ähnlich wie in ne. king, kiss etc. einen mediopalatalen Verschluß vertreten; denn niemand wollte doch bei selbigen ein tatsächlich velares k auf-

rechterhalten (Hempl glaubt sogar den k-Laut in ne. king "in the transition-period to kχ"; vgl. Anglia XXII S. 378 Anm. 1). Wann, so dürfen wir Kluge, Sievers, Hempl fragen, ging dann der hintere Verschlußlaut zur heutigen vorderen Artikulation über? In Anglia, Beibl. IX S. 105, 289 erkennt Bülbring dem c in cining den palatalen k-Laut zu, der sich aus dem velaren in literarischer Zeit herausbildete, was aus dem Übergang von y in i (cyning > cining) hervorgehe, wofür als frühester Beleg ein einziges Beispiel aus Orosius anzuführen ist. M. E. beweist bloßer Verlust der Rundung durchaus noch keine Verschiebung vom weichen zum harten Gaumen; sodann ist nach B.s eigenen Ausführungen im E. B. S. 125 nach Palatalen bei Älfric und in den Evangelien der Hauptregel gemäß durchgehends y geschrieben und müßte solches hier ebenfalls erscheinen. Schließlich will es mir aber nach E. B. S. 197 unten vorkommen, als wenn B. zum velaren k zurückgekehrt sei, da in cêne, cyssan etc. „der k-Laut erhalten bleibe" und ferner diese Wörter nicht mit dem die Palatalität andeutenden Punkt über dem c versehen sind.

Nach unserem Ermessen ist nun ein echt velarer Gaumenverschlußlaut vor einem palatalen i ohne kratzendes χ-Geräusch nicht artikulierbar. Wenn auch jenes bekannte Vorurteil, nach welchem unsere primitiven Vorfahren rauhe, velare Laute bevorzugt hätten, fortbesteht, so kann man dem entgegenhalten, daß die Indogermanen doch ursprünglich mindestens auf ebenso primitiver Kulturstufe standen, sie aber nach allgemeiner Annahme eine Palatalreihe in ihrem Lautsystem besaßen.

Läßt sich so vor den sekundären Palatalvokalen ein palatales k vertreten, so würde schließlich auch das ganze Palatalisationsproblem beim c ein verändertes Aussehen bekommen. Zunächst möchten wir noch einen prinzipiellen Unterschied zwischen Verschlußlaut und Reibelaut konstatieren und aus der Tatsache, daß in vielen noch nicht von der Schriftsprache beeinflußten Dialekten zwischen spirantischem g und folgendem Vokal sich häufig phonetische Diskrepanzen finden (z. B. χ, γ vor i, e; ġ (j) vor o, u), dagegen in denselben Mundarten beim k, das auch einen alten Lautstand repräsentiert, aber eine entsprechende Vorliebe entweder nur hinten oder nur vorn im Munde zu tönen nicht festzustellen ist, sondern die phonetische Harmonie im allgemeinen gewahrt sein dürfte, uns den Schluß erlauben, daß Verschlußlaut und Vokal sich besonders leicht aneinander anpassen.

§ 33. Wie man den prompten Zusammenfall ursprünglich verschiedener Gutturalreihen auf dem ganzen Sprachgebiet einerseits und spätere lokale Differenzierung andererseits gern für etwas unwahrscheinlich ansehen möchte, so ließe sich überhaupt

betreffs einer allzu großen zeitlichen Erstreckung der wg. Einheitssprache bezw. der Geltung der Begriffe Dialektkontinuität und Sprechgemeinschaft die Möglichkeit einer modifizierten Anschauungsweise nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Wer einmal einen Einblick in deutsche Mundarten genommen und von Dorf zu Dorf geringe Nüancierungen festgestellt hat, wer speziell bei den Gaumenlauten g 1. als Verschlußlaut, 2. als palatalen Reibelaut sogar vor velaren Vokalen, 3. als stimmlose velare Spirans sogar vor palatalen Vokalen (dieses in meiner Heimat) und 4. als stimmhafte velare Spirans auf verhältnismäßig beschränktem Gebietsraum vorgefunden hat, dem erscheint es natürlicher, mundartliche Unterschiede auch für entlegenere Sprachperioden mehr zu betonen, als dies bisher geschehen ist, und schon zu Beginn unserer Zeitrechnung gewissse dialektische Differenzierungen anzunehmen, die in den folgenden Jahrhunderten immer mehr zur Ausprägung und Entfaltung gelangten. So werden auch im Wg. jedenfalls schon früh mundartlich lautliche Abweichungen hervorgetreten sein, sowohl zwischen den beiden großen Sprachgruppen, der deutschen und der englisch-friesischen, als auch innerhalb derselben im kleineren Verbande. Auf das Postulat einer reichen dialektischen Entfaltung werden wir noch oft zurückkommen.

Was nun den germanischen k-Laut anlangt, so möchte ich noch über Möller hinausgehen und auch der deutschen Sprachgruppe den palatalen Gaumenverschlußlaut zuerkennen. Im großen und ganzen mag es ihr ebenso wie heutzutage eigen gewesen sein, zwischen palatalem und velarem k allerdings lautlich keinen auffallend merklichen Unterschied zu machen. Daß aber in Wirklichkeit der Palatal nicht geschwunden bezw. in den Velar übergegangen war, könnten recht wohl i$\dot{\chi}$, mi$\dot{\chi}$ etc. beweisen, deren palataler Reibelaut durch die hochdeutsche Lautverschiebung in die Erscheinung tritt und somit die Natur des k-Lautes offenbart. Man brauchte dann den umständlichen und komplizierten Weg über den Zusammenfall in den velaren Laut und nachfolgender Artikulationsverschiebung nach vorn ($\chi > \dot{\chi}$) nicht vorzunehmen, wobei übrigens die Bedingung für letzteren Vorgang, nämlich eine Palatalisierungstendenz, jedenfalls schon vorher im Keime vorhanden gewesen sein muß bezw. als Residuum der früheren idg. Lautneigung wieder von neuem auflebte, wenn man nicht ganz plötzlich zu einer gewissen Zeit ein Bestreben nach phonetischer Harmonie geltend machen will. Eine scheinbare Schwierigkeit böten unserer Auffassung die schweizerischen Dialekte mit iχ, miχ etc.; doch steht m. E. hier nichts im Wege, jene Stämme die velare Artikulation in Anbetracht der rauhen

Gebirgslandschaft ihrer Heimat bevorzugen zu lassen (vgl. Wundt, Völkerpsychologie I S. 479), und zwar auf dem Wege der Analogie nach den häufigen velaren Kombinationen -aχ-, oχ-, -uχ, wie wir auch in anderen Mundarten zur Erklärung ähnlicher Lauteigentümlichkeiten wohl kaum über den Begriff der "predilection" hinaus gehen können.

Hätten wir mit diesen Erörterungen das Richtige getroffen oder auch nur die Möglichkeit einer so orientierten Auffassung dargetan, so ergäbe sich von selbst, daß wir in der englisch-friesischen Sprachgruppe jenen bekannten Seitensprung vor allen Dingen nicht zu machen brauchten, sondern einfach mit Möller die palatalen Gaumenverschlußlaute in diesen Dialekten für ursprünglich halten. Natürlich ging die Palatalität anfangs nicht über den k-Laut in nhd. Kind, d. h. über den mediopalatalen Verschluß hinaus. Hierzu vgl. Lenz, Diss. S. 23: „Der größte Teil des Velum und das ganze Post- und Mediopalatum liegen ziemlich wagerecht (d. h. nur in der Mittellinie, die immer gemeint ist); daher ist das Vorrücken des Verschlusses ein allmähliches und gleichmäßiges und infolgedessen der Unterschied zwischen prävelarem k in Kugel und mediopostpalatalem k in Kind sehr gering." Hätte aber zu jener Zeit in jenen Dialekten eine Lautverschiebung stattgefunden, so wäre die verschiedene Natur des Verschlußlautes k sicher in die Erscheinung getreten, indem neben dem velaren χ auch ein palatales $\dot{\chi}$ entstanden wäre.

Wir wollen also ein mediopalates k einfach aus der Grundsprache in die anglofriesischen Mundarten hinübernehmen und dieses die weitere „Palatalisierung", wenn ich so sagen darf, erfahren lassen, anstatt ein anfänglich palatales k vor i zunächst zu einem velaren k + i zu machen, welche Lautgruppe, wie schon erwähnt, jedenfalls nur als kχi[1]) zu sprechen möglich gewesen sein dürfte, und dann das velare k wieder zum Ausgangspunkt, zum palatalen k, zurück- bezw. vorzuschieben.

§ 34. Wegen der Kompliziertheit des Problems und besonders wegen der in so ferner Vergangenheit liegenden Sprachperiode können wir natürlich diese Frage nicht durchaus entscheiden, wir wollen aber noch aus der Auffassung, die eine Palatalisierung zu leugnen versucht, die Konsequenzen ziehen,

---

[1]) Die ᚴ Rune in kining als calc + gâr Rune aufzufassen, wodurch einem kχ (kγ) in gewisser Weise annähernd Rechnung getragen würde (anders Hempl a. a. O. S. 378 Anm. 1: mistake of the stonecutter), wäre schließlich auch in Betracht zu ziehen; doch widerspricht einer solchen Ansicht neben anderen Argumenten auch die Rune Cynewulf.

d. h. vor allem begreiflich machen, wie die verschiedenartige Entwicklung von cinn und cining von diesem Standpunkte aus möglich war. Will man bloß physiologische Momente gelten lassen, so müßte bereits vor dem i-Umlaut zwischen dem k vor primären und dem vor sekundären Palatalvokalen ein die abweichenden Resultate bedingender Unterschied bestanden haben. Direkt beweisen können wir eine solche Differenz nicht, doch darf man vermuten, daß der Gaumenlaut vor den primären Palatalvokalen bereits über das Mediopalatum zum Präpalatum vorgerückt war, d. h. bis zu dem Gebiet des Gaumens, das bei einer Verschlußbildung wegen einer Senkung des Gaumendaches ein völliges Bedenken mit der Zunge erfordert, und eine Eigentümlichkeit der verhältnismäßig schwach explosiven Verschlußlösung ist es, daß zunächst eine Mittelrinne des Präpalatum bloßgelegt wird, durch welche sich im ersten Augenblick der Expirationsstrom wie durch eine Enge hindurchdrängt, was ein kurzes Reibegeräusch zur Folge hat. Der ganze Laut ist das sogen. mouillierte k. Da nun Sievers, Bülbring etc. den k-Laut vor primärem Palatalvokal wegen der von ihnen behaupteten, vor dem i-Umlaut liegenden Diphthongierung durch Palatale über die Gleichgewichtsstellung müssen vorrücken lassen (vgl. Brenner, P. B. B. XX S. 554 ff.), und bei diesem Vorgang laut E. B. § 150 zuerst ein Gleitlaut, ein Reibegeräusch, eine Art Assibilierung, wie wir später sagen werden, sich herausbilden mußte, so hätten wir für dieses physiologische Postulat obige Forscher auf unserer Seite.

Doch bin ich eher geneigt, zu einer psychologischen Erklärung zu greifen: vielleicht lassen sich aus der Sprachgeschichte analoge Beispiele dafür beibringen, daß ein palataler Konsonant, der jahrhundertelang vor demselben palatalen Vokal stand, seine lautliche Natur allmählich zu ändern beginnt, während ein ursprünglich velarer Konsonant, der durch einen innerhalb der Sprache vollzogenen Prozeß plötzlich vor einen palatalen Vokal zu stehen kommt und demgemäß selbst nach vorn verschoben wird, sich in dieser neuen Geltung und Umgebung noch recht lange wohl fühlt und durchaus keine Neigung verspürt, auch den von seinem viel älteren Bruder eingeschlagenen Weg zu betreten.

Nach diesen Erörterungen, die die Möglichkeit einer von der communis opinio abweichenden Anschauung allerdings von einem gewissen einseitigen Standpunkte aus dargelegt haben könnten, verzichten wir aus guten Gründen auf eine Entscheidung der Frage, besonders da auch für die weiteren Ausführungen über die Aussprache des ċ vor primären Palatal-

vokalen eine klare Stellungnahme nicht grundlegend ist; nur werden wir noch gelegentlich darauf hinweisen, welche Auffassung je nach den sonstigen von uns vertretenen Ansichten die gebotenere erscheint.

§ 35. Was die lokale Ausbreitung der Palatalisierung anlangt, so ist m. E. Kluges Standpunkt unhaltbar. Während er aus dem runischen riicne des Ruthwell-Kreuzes auf ursprünglich gemeinenglische Palatalisierung glaubt schließen zu müssen, nimmt er vor Konsonanz auf dem ganzen Sprachgebiet und im Nordhumbrischen überhaupt Rückkehr zur velaren Artikulation an, offenbar wegen der Tatsache der Nichtassibilierung in diesen Fällen. Ebenfalls leugnet Morsbach (Anglia, Beibl. VII, S. 330) die Verschiebung des velaren k zur vorderen Varietät bei einigen Stämmen, wohl den nordhumbrischen. Nach unseren früheren Darlegungen müssen wir uns unbedingt Bülbring anschließen, der die Palatalisierung ohne Einschränkung für gemeinenglisch hält. Auch riicne bewahrte sein palatales ċ, da die Silbengrenze hinter diesem Konsonanten liegt; aber eine rückläufige Bewegung (cf. auch Sweet) anzunehmen, läßt sich nicht einsehen, da natürlich aus dem bloß palatalen k sich keineswegs in allen Stellungen und in allen Dialekten ein tš-Laut zu entwickeln braucht; eine abweichende Artikulationsbasis, fremde Einflüsse und eigene physiologische Momente haben eben den Laut auf einer früheren Stufe festgehalten.

Wollte man eine Rückkehr eines palatalen ċ zu k vertreten, so könnte man m. E. mit viel größerem Recht behaupten, daß der k-Laut vor den sekundären Palatalvokalen auch palatal war, denn erstens wäre diese Behauptung durch das Argument der beim Verschlußlaut so außerordentlich leicht eintretenden Assimilation gestützt, und zweitens stände ein solcher Vorgang durchaus im Einklang mit der sich durchweg zeigenden Vorliebe zu palataler Artikulation.

Auf eine genauere Begründung der dialektisch verschiedenartigen Entwicklung des ċ haben wir bei Erörterung der Dentalisierung zurückzukommen.

2. Die Assibilierung.

§ 36. Mit jenem zu Ende des vorigen Kapitels aufgestellten physiologischen Erfordernis war bereits zur Assibilierung hinübergeleitet. Stellen wir zunächst klar, was unter diesem Begriff zu verstehen ist. Grundzüge § 456 führt Sievers aus, daß sich besonders leicht vor Vokalen mit starker Verengung des Ansatzrohres, speziell vor i, nach einer Tenuis eine Spirans

einstelle, wodurch der häufige Übergang palatalisierter Laute in Affrikaten seine Erklärung finde. § 488 wird die Entstehung spezifischer Gleitlaute betont, die sich von der Palatalstellung eines palatalisierten Lautes zu der mehr indifferenten Stellung eines Vokals für das Ohr mehr oder weniger deutlich bemerkbar machen, und zwar um so mehr, je größer der Abstand zwischen Palatal- und Vokalstellung sei. § 489: „Charakteristisch ist für alle palatalisierten Laute die Engenbildung zwischen der Vorderzunge und dem harten Gaumen. Sprachgeschichtlich gewinnt diese dadurch eine besondere Bedeutung, daß sie bei Verschlußlauten auch als Schallerzeugerin auftreten kann. . . . Wenn nämlich der Übergang vom Verschluß zum folgenden Vokal nicht ganz schnell und mit vollkommen genauer Regelung des Stromdrucks vorgenommen wird, so heftet sich an das Explosionsgeräusch noch ein entsprechendes Reibungsgeräusch an.“ Diese Frikativen ähneln im allgemeinen einem palatalen χ, richten sich aber im besondern nach der speziellen Stellung des betreffenden palatalisierten Lautes; ferner haben sie meist stärkere Engenbildung als die χ und weichen vielfach nach der Seite palatalisierter s- und š-Laute ab. — Was Sievers an den zitierten Stellen unter Spirans, Gleitlaut, Reibegeräusch versteht, das nennen wir, wenn die Begleiterscheinungen sich nach einem k oder t einstellen, Assibilierung. Doch wollen wir betonen, daß es sich in unserem Falle nicht um eine gelegentliche, bei einzelnen Individuen ausgeprägte Eigentümlichkeit handelt, sondern daß diese Assibilierung, deren Herausbildung wir im Anschluß an Lenz noch näher kennzeichnen wollen, ein in englisch-friesischen Dialekten vollzogener Lautwandel ist.

Lenz (S. 24) konstatiert in einwandfreier Weise: wenn ein k-Laut vom mediopalatalen Verschluß (vgl. deutsch Kind) weiter vorrückt bis zum Präpalatum, entsteht durch eine hier bewirkte Lösung ein Explosivlaut, der infolge bestimmter anatomischer und physiologischer Eigenschaften der betreffenden Organe einen mehr oder weniger deutlichen frikativen Ansatz hat; der ganze Laut ist das sogenannte mouillierte k. Das mit ihm verbundene Reibegeräusch kann entweder mit der Hauptenge an der vorderen Grenze des Gebietes artikuliert werden, dann ist es ein ś, oder an der hinteren Grenze, wo es zu χ wird. Während im Altfriesischen beide Laute dialektisch in Geltung waren, scheinen die altenglischen Mundarten das χ bevorzugt zu haben; da aber der präpalatale Verschluß eine sehr große Berührungsfläche aufweist, dürfte die Lösung nur schwach explosiv gewesen sein (vgl. Lenz) und demgemäß auch die Assibilierung mehr zu dem stimmhaften j hingeneigt haben.

Diesen Lenzschen Darlegungen entspricht am meisten der Sievers'sche Gleitlaut. Denn da durch die Palatalisierung (ob ursprünglich oder geworden, ist hier gleichgültig) eine vollständige „Sympathie“ (Brenner) zwischen Konsonant- und Vokalstellung erzielt worden war, muß im weiteren Verlaufe der Sprachentwicklung der Konsonant immer mehr nach vorn zu gebildet werden, damit zwischen den beiden Artikulationen eine Kluft entsteht, die ausgeglichen wird.

§ 37. Gelangt nun k vor i, sobald es vorrückt, zum Präpalatum und entsteht hier wegen bestimmter Eigenschaften sowieso kj, kχ, so ergibt sich, daß wir nur für die Stellung des palatalen k vor e und æ, das nach Lenz am Postpalatum gestaltet wird, anfänglich einen bloßen Gleitlaut zu Hilfe nehmen müssen, insofern als das k zunächst wohl bis zum Mediopalatum kommt. Nun könnte man erwarten, daß der Vokal (e, æ) sich dieser neuen Konsonantstellung anpassen würde und vielleicht ein i entstände. Doch läßt sich hierbei durchaus kein einheitliches Gesetz aufstellen, manchmal kann man eine Überlegenheit und Beharrlichkeit des Vokals konstatieren, während andrerseits die Sprachforschung eine Affizierung von Vokal durch Konsonanz, z. B. im Begriff des „palatalen Einflusses“, sehr häufig vertreten muß. — Aus der Tatsache des tš-Lautes auch vor ursprünglichem e und æ ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, daß vor diesen Vokalen das k auch schon früh über das Mediozum Präpalatum vorgerückt war, um dann später ebenfalls die alveolare (dentale) Stufe zu erreichen.

Wirft man vom Gesichtspunkte der Assibilierung aus noch einmal einen Blick auf die Palatalisierung, so ist zu sagen, daß dies zwei ganz verschiedene Vorgänge sind, die sowohl physiologisch als auch psychologisch nichts miteinander zu tun haben. Vergegenwärtigt man sich nun, daß im Nordhumbrischen bloße Anpassung stattgefunden haben soll, auf dem übrigen Sprachgebiet der Konsonant dagegen darüber hinaus eine starke Tendenz zur Assibilierung zeigte und endlich die deutsche Gruppe sogar ohne jene Assimilationsneigung gewesen sei, sich aber noch heutzutage zwischen den nordenglischen, speziell schottischen, und niederdeutschen Dialekten nahe Artikulationsverwandtschaft feststellen läßt, so erscheint es mir nach all diesem methodisch viel einleuchtender, den palatalen Lautwert des Nordhumbrischen und somit des Urenglischen überhaupt für ursprünglich zu halten und in unserem Falle von keiner Palatalisierung mehr zu reden.

Kehren wir aber zur Assibilierung zurück. Es ist interessant zu sehen, daß Bülbring den Gleitlaut sich nur vor e, æ herausbilden läßt, wie aus seiner Behandlung der Diphthongierung

durch Palatale hervorgeht; dagegen spricht B. über keine ähnliche Erscheinung bei i; will man jedoch k vor e und æ aus innerem Antriebe über die Gleichgewichtsstellung vorrücken lassen, so darf man m. E. den noch übrigbleibenden palatalen Verschlußlaut vor i (cild, cinn etc.) nicht einfach vernachlässigen, sondern muß für ihn eine dem Gleitlaut entsprechende Weiterbildung behaupten.

§ 38. Schauen wir nach einem Kriterium aus, das die vollzogene Assibilierung irgendwie beweisen könnte, so taucht das Problem der Diphthongierung durch Palatale vor uns auf. Während Bülbring einerseits die Entstehung des ċχ erst im 7. Jahrhundert ansetzt (vgl. Anglia, Beibl. IX, S. 102), schließt auf der andern Seite B.'s Ansicht über den Vorgang bei der Palataldiphthongierung bereits vor -i- umlautlich die Entwicklung eines Gleitlautes nach dem ċ in sich ein. Da es sich nun um die Frage handelt, ob dieser Gleitlaut, falls er so früh entstanden war, bestehen blieb und später die Herausbildung des tχ, tš bedingte, oder ob er mit B. dem Schicksal der Vokalisierung zum ersten Element eines Diphthongen verfiel, so ist klar, daß dieses Entweder-Oder mit der Aussprache des c eng verbunden ist und wir somit auf die Diphthongierung durch Palatale, soweit sie für uns in Betracht kommt, einzugehen haben.

Bei der Erörterung dieser schwierigen Frage hat man m. E. bisher den methodischen Fehler begangen, die Erscheinungen bei ċ, ġ und sċ zusammen zu behandeln. Gewiß, ist ʒ im Altenglischen Verschlußlaut, so wäre gegen ein solches Verfahren nichts einzuwenden. Aber die deutschen Forscher, besonders auch Bülbring und Sievers, schreiben dem anlautenden ʒ durchaus spirantische Natur zu. Verschlußlaut und Reibelaut dürften aber in ihren Wirkungen so grundverschieden sein, daß es jedenfalls von vornherein schon angebracht ist, c und ʒ bei diesem Problem durchaus getrennt zu behandeln. — B. denkt sich bekanntlich die Entstehung der Diphthonge so, daß zunächst zwischen dem palatalen Konsonanten und dem folgenden palatalen Vokal ein Gleitlaut entstand, dieser bildete mit dem folgenden palatalen Vokal zuerst einen steigenden Diphthongen, der sich späterhin, wahrscheinlich schon im Frühurenglischen, in einen fallenden umwandelte. Als Beispiel dient urws. ʒeƀan > *ʒi̯eƀan > *ʒie̯ƀan > ʒiefan. Natürlich wird B. ähnlich wie Brenner (P. B. B. XX S. 554 ff.) annehmen, daß der palatalisierte Konsonant in seiner Qualität über die Sympathiestellung, d. h. über die Stufe des palatalen Vokals, vorgerückt war und der Gleitlaut sich zwecks Wiederherstellung des artikulatorischen Gleichgewichts ergeben mußte. Daß aber eine solche Erklärung

schlecht der Wirklichkeit abgelauscht sein kann, dürfte sich bei näherem Zusehen erweisen. Nach Brenner hätte sich nämlich der Anlaut von ȝeðan folgendermaßen entwickelt: Da die Spirans ȝ = j^e [1]) über die e-Stellung hinaus vorgerückt sein muß, sagen wir zu j^i-e, wäre die notwendige Folge ein Gleitlaut, der die Differenz zwischen j^i und e ausgliche, so entstände $*j^i j^e$-e. Wie soll nun die weitere Entwicklung sein? Aus dem j^e soll ein i hervorgehen; folglich müßte, und hierbei dürfte Brenners Erklärungsversuch zunichte werden, die Lautgruppe erst durch Assimilation doch wieder zu $*j^i j^i e = *$jje werden. Jetzt möge Sweet (H.E.S. S. 146) zu Worte kommen: "The W.S. change of ċe into ċie is the result of the almost inevitable development of an open front glide which we may roughly call j, between the stopped front consonant and the vowel, and if we assume that in ġe the ġ was also a stopped consonant, the change into ġie is perfectly analogous and intelligible, while that of *je into *jje is unmeaning." Diesem "unmeaning" muß ich vollkommen zustimmen, ohne daß ich aber damit ein Urteil über die Natur des ae. anlautenden ȝ abgegeben haben möchte. Doch sei mir erlaubt, an dieser Stelle auf eine der ältesten originellen Ansichten, nämlich die Möllers (s. S. 28), kurz zu verweisen: ursprünglich sei das g Verschlußlaut gewesen, doch wäre schon sehr früh vor palatalen Vokalen analog dem c ein Halbvokal nachgeschlagen worden. Das so entstandene gj habe dann im allgemeinen das explosive Element verloren, und dies schon in ae. Zeit; denn das Zeichen ȝe, das bestehen blieb, nachdem die Lautverbindung, die es ursprünglich bezeichnete (wohl gj), sich zum Halbvokal vereinfacht hatte, drückt im Ags. auch den alten palatalen Halbvokal aus (ȝear, ȝeoc etc.). Dagegen sei mundartlich in einigen Fällen (nämlich give, get) der Halbvokal wieder ausgefallen, und zwar am häufigsten im Nordenglischen. Auf diese Weise wird dann in diesen Wörtern der im allgemeinen dem nordischen Einflusse zugeschriebene Verschlußlaut bedingt.

Hatten wir uns überzeugt, daß die Gleitlauttheorie bei der Spirans nicht zu vertreten ist, so erhellt aber ohne weiteres, daß das ganze Problem beim Verschlußlaut ċ ein ganz anderes Aussehen bekommt, wie ja auch ein Gleitlaut in Anbetracht des späteren tš ein Erfordernis darstellt. Das fernere Schicksal dieses Gleitlauts nehmen nun Bülbring, Sievers, Wright usw. für eine im Westsächsischen und teilweise auch im Nordhumbrischen vollzogene Diphthongierung in Anspruch, die in der bereits früher dargelegten Weise (vgl. E.B. § 150) zu ihrem Ziele zu kommen suchte.

[1]) In Anlehnung an Sweet geben wir den palatalen Reibelaut durch j wieder; der Exponent bezeichnet die dem Konsonanten entsprechende Vokalstellung.

ă̆ > éa: céaf, céaster, céafor, céariȝ.
ā̆ > ēa: cēace, cīese (mit i-Umlaut).
ă̆ > ea > ie (durch i-Umlaut): ciefes, ciele, cietel.

Nach Wright § 51 auch e > íe: cerasum > cieres, (*kaliz >) *keli > ciele etc.

§ 39. Zum Zwecke einer kritischen Beleuchtung dieser angeführten Wörter vergegenwärtigen wir uns am tunlichsten ihre bodenständige Entwicklung zum Me. hin; hierbei sind wir in der angenehmen Lage, zum Teil die Resultate Cornelius' verwerten zu können, der mit „peinlichster Genauigkeit" und unter möglichst vollständiger Heranziehung der nordhumbrischen und sächsischen Denkmäler, die ja eigentlich nur in Betracht kommen können, ein getreues me. Spiegelbild der ae. Diphthongierung durch Palatale zu geben sucht.

1. Zu ae. ws. ciele, cile, cyle; anglisch cele.

Ohne zunächst auf das von Sievers, Bülbring nach ihrer Auffassung beweisende Argument der Kontinuität ie, i, y einzugehen, stellen wir in Anlehnung an Cornelius (S. 51), Ritter (S. 24) und Stratmann-Bradley fest, daß sich in den südlichen, d. h. sächsischen Texten von Gloucestershire und Hampshire ebenso wie bei Orm und in Ayenbite im allgemeinen chele findet; Trevisa: chele neben chil, Poema Morale Ee: chule, Vices and Virtues: chele. Da nun Cornelius aus dem me. Material für dieses Wort keine Diphthongierung bezeugen kann und m. E. die ws. Formen das lokal entsprechende me. e nicht erklären, so könnte man leicht dazu neigen, der sogen. ws. Schriftsprache in diesem Punkte den lebendigen Konnex mit den gesprochenen Dialekten abzuerkennen und sie als eine Art Kunstsprache zu charakterisieren. Ein viel größerer Wert ist deshalb den Mundarten, den sogen. sächsischen Patois, beizumessen, was wir in unserem Falle klar sehen können; denn laut E.B. § 151 Anm. und § 181 Anm. ist hier das e erhalten: cele, und dieses bietet den notwendigen Ausgangspunkt für die bodenständige Weiterentwicklung zum Mittelenglischen hin, chele geht auf dieses cele zurück, das sich übrigens auch ganz vereinzelt in Alfreds Schrift eingeschlichen hat.

2. Zu ws. ciefes, cifes, cyfes. Cornelius S. 51.

C. verzeichnet ein cheuese in der Kath.-Gruppe, cheuese neben chiuese bei Layamon, Ritter zwei Beispiele cheuese aus Layamon und eins aus der nach Dorsetshire gehörigen St. Marh. Cornelius kann aus seinen wenigen Belegen keinen sicheren Schluß ziehen und Beweis für Diphthongierung nicht erbringen. Das oben bei ciele etc. Ausgeführte gilt auch hier.

3. Zu ae ceaf: Aus den von C. (S. 72 ff.) aufgeführten Belegen geht hervor, daß der Tonvokal stets a im Norden, Mittel-

lande und London, in Kent e < ae æ < wg a, im westlichen und mittleren Süden in den Denkmälern der Gruppe I e, das auch sonstigem æ entspricht (vgl. Morsbach, Me. Gr. § 97 ff.), und bei Trevisa a ist. „Irgendwelche Anzeichen einer Palataldiphthongierung sind weder im Norden noch im Süden vorhanden."

4. Zu ae. ceaster. Cornelius S. 73 ff.

Es muß sonderbar berühren, daß man bis auf Cornelius für das sehr häufig (42 mal) bei Orm vorkommende chesstre noch keine genügende Erklärung geboten zu haben glaubte. Nach Lambertz S. 29 ist es „nicht mit Gewißheit auf spätws. (?) cester < ceaster zurückzuführen". Gerade Orms chesstre soll uns beweisen, daß in einem Dialekt, der von der sogen. Palataldiphthongierung gänzlich unberührt geblieben ist, sich dennoch ganz selbständig ohne irgendwelche Beeinflussung durch andere Mundarten eine Sprachform entwickeln konnte, zu deren Erklärung von manchen sonst Diphthongierung durch den vorhergehenden Palatal angenommen zu werden pflegt. Ist aber Orms chesstre als einfache Tatsache ohne Zuhilfenahme des erwähnten Begriffes zu begründen, so dürfte auch eine eventuelle Diphthongierung durch Palatale im Ws. in diesem Falle vom me. Standpunkt aus stark in Zweifel gezogen werden. Cornelius S. 76, 77 wendet nun auf dasselbe Wort zwei ganz verschiedene Erklärungen an. Während er für die im nördlichen Nordh. in Ortsnamen auftretende chester-Gruppe nur durch Annahme der Palataldiphthongierung zu einer befriedigenden Lösung glaubt kommen zu können und andere Möglichkeiten abweist, nimmt er für andere chester-Gruppen, die hauptsächlich nach Kent und Mercien, wo ja im Ae. jene Diphthongierung überhaupt nicht stattgefunden hat, aber auch auf sächsisches Gebiet fallen, an, daß der Übergang des æ zu e wohl die Folge der Stellung des æ zwischen zwei stark palatalen bezw. dentalen Lauten, č einerseits und st andrerseits, sei. Kann somit Cornelius aus dem Me. für ursprünglich ws. Gebiet den Beweis einer Diphthongierung nicht erbringen, so ist mit Recht die Frage aufzuwerfen, weshalb die für die südlichen chester-Gruppen gegebene Erklärung nicht auch für die in Schottland auftretenden gültig sein solle. C.' Zweifel an der Assibilierung im hohen N. werden ebenfalls durch die Tatsachen zerstreut, und wenn S. 78 Anm. versucht wird zu begründen, daß Assibilierung eher eintrete, wenn der direkt folgende Vokal ein e (bei ea) sei, als wenn æ dastehe, so ist dies doch nicht stichhaltig, um Diphthongierung oder Nichtdiphthongierung zu bedingen; zudem wird auch dieser Diphthong ea allgemein (Sievers, Bülbring, Wright usw.) als ęa angesehen, wodurch Cornelius' Feststellung ja sowieso in nichts zerfiele.

5. Zu ceace. Cornelius S. 120 ff.

Wenn auch über die Etymologie dieses Wortes noch keine Klarheit herrscht, geht man doch im allgemeinen, was den Vokal anlangt, von einem ǣ aus. Leider sind die speziell in Betracht kommenden me. Belege zu gering — der einzige vorhandene Reim in Wiltshire scheint indessen die Möglichkeit einer Diphthongierung eher abzulehnen als zuzulassen —, um von hier aus etwas aussagen zu können.

Fassen wir das Ergebnis dieser fünf von Cornelius ausführlich behandelten Fälle zusammen, so ergibt sich, daß irgendwelche Spuren einer Diphthongierung durch Palatale sich mit Notwendigkeit nicht nachweisen ließen. Leicht könnten die anderen hierher gehörigen, gewöhnlich noch diskutierten Wörter in gleicher Weise verwendet werden. Auch bei diesen schließt die spätere Entwicklung fragliche ae. Lauterscheinung wenigstens in den einzig lebenskräftigen Patois aus:

ceafor, Ritter S. 23. Bei Trevisa, westl. Süden: chafer.
cietel, Ritter S. 25. me. (südlich): chetyl, chetel, chetil.
cieres, Wright § 51. Vgl. ne. cherry etc.

Auf das einige Schwierigkeiten bereitende cīese, cise, cȳse, cēse werden wir noch zurückkommen.

§ 40. Nachdem das me. Material bedeutungsvollerweise für den Diphthongierungsbeweis versagt hat, bleiben die Kriterien zu prüfen, die das Altenglische, speziell die westsächsische Schriftsprache, an die Hand gibt.

Wenn es nun m. E. ausgeschlossen sein dürfte, daß die Sprachentwicklung eine ganz andere Richtung genommen und die Diphthongierung total verwischt hätte, so ist andererseits schon darauf hingedeutet worden, daß wir es zur Zeit Alfreds vielleicht mit einer Kunstsprache, einer Schreiberschule, zu tun haben, die in einzelnen Punkten von allen möglichen Rücksichten und Erwägungen geleitet sein konnte. Will man in dieser Beziehung aber keine Einräumung machen, so muß man sich damit abfinden, daß dann das Lokalpatois Alfreds ganz isoliert dasteht und jedenfalls nur über einen sehr beschränkten Gebietsraum verfügte; da es auch in keinem me. Denkmal weiterlebt, wenigstens soweit unser Problem in Frage kommt, so wäre die eventuelle Bedeutung der Palataldiphthongierung sehr herabzumindern, und man könnte ihr im Hinblick auf die englische Sprachgeschichte nur ganz untergeordneten Wert beimessen.

Trotzdem kann ich nicht umhin, jenen Diphthongierungsvorgang lautlich für unwahrscheinlich zu halten. Wir wollen die ae. Argumente einer Kritik unterziehen.

Die durch palatalen Einfluß entstandenen Diphthonge sollen

nach Bülbring, Anglia Beibl. XI S. 98 ff.; Sievers, Ags. Gr. § 76 Anm. 5 und P. B. B. IX S. 204 ff. fallende Betonung gehabt haben, wofür die Gleichmäßigkeit in der Behandlung dieser ea, ie mit den sonstigen sicher fallend-diphthongischen spreche. Wenden wir uns zunächst zu ea, so soll dies den sogen. Palatalumlaut zu e erleiden (vgl. Sievers § 109, E. B. §§ 314, 315). Ebenso wie cealf, cēas, cealc ein celf, cēs, celc neben sich haben, so auch ceaster, ceaf ein cester (ganz vereinzelt bei Alfred) und cef (nach Bosw.-T. an einigen Stellen in der Exodus). Bei diesen Wörtern ist bekanntlich von *cæster, *cæf auszugehen, und — um vorerst von der Schreibung mit ea abzusehen —, so wird jedermann zugestehen, daß rein lautlich durch Einfluß eines immer palataler werdenden Anlauts ein offenes ę zu einem geschlossenen werden konnte, wozu in cester noch die dentale Gruppe st fördernd hinzukam (vgl. Cornelius' Erklärung von Orm's chesstre); andererseits ist es mir aber wahrscheinlicher, daß gelegentlich ein æ ungenau durch ein e wiedergegeben wurde oder für das vereinzelte e bei Alfred wie auch in anderen Fällen (z. B. cele) irgend eins der uns verschleierten sächsischen Patois herangezogen werden muß. Auch das cef des Exodus ist jedenfalls nicht „strengwestsächsisch", könnte recht wohl eine kentische Form darstellen und wäre somit in nichts beweisend.

Haben sich bisher im Altenglischen keine zwingenden Anhaltspunkte für eine Palataldiphthongierung des æ zu ea ergeben, so liegt uns ob, klarzustellen, wie wir von einem æ aus die Schreibung ea vertreten wollen, und was für ein Lautwert ihr zu geben ist. Zum Teil beziehe ich mich hier auf die von Kluge und ten Brink geäußerte Ansicht, und zwar insofern, als auch ich geneigt bin, ea als kompendiöse Schreibung für eae = eæ aufzufassen (vgl. S. 9), doch weiche ich in der Frage der „stummen" Palatalzeichen entschieden ab, worauf später im Zusammenhang noch einzugehen ist. Meines Dafürhaltens soll das e in ea = eæ die eingetretene Assibilierung ausdrücken, dies umsomehr, als wir allen Grund haben, jene vom phonetischen Standpunkte aus erforderliche Lauterscheinung zu erwarten und ernstlich nach ihr auszuschauen.

Daß es sich im Westsächsischen wahrscheinlich um eine Schreibergewohnheit handelt, wird auch durch die in der nördlichen Varietät des Nordhumbrischen verwandten Zeichen befürwortet. Dort findet sich nämlich nach E. B. § 155 an Stelle von frühurenglischem æ nach allen palatalen Vokalen sowohl ea als æ. Aber nun für ceaster den höchst komplizierten Weg der Palataldiphthongierung anzunehmen, dagegen für direkt danebenstehendes cæster nicht, wäre m. E. durchaus verkehrt.

Endlich möchte ich an eine Bemerkung von Cornelius (S. 5) anknüpfen, der anscheinend bezweifelt, daß der Vorgang bei der Diphthongierung von ae. æ und e in beiden Fällen derselbe war. Während ie mit Hilfe des Gleitlauts aus e theoretisch recht wohl verständlich ist (s. Wright § 51: cerasum > cieres), dürfte man bei æ > ęa doch Bedenken haben. Denn ein anfängliches *kjæ mußte als ersten Bestandteil des eventuellen Diphthongen ein ę̆, wenn nicht ein i entwickeln; so daß die Kombination einmal *kęæ oder *kiæ gelautet hätte. Ich kann dann nicht einsehen, wie ę̆ oder i zu ę würde und weshalb eine weitere lautliche Dissimilation zu ęa mit anschließender Akzentverschiebung eintreten sollte. Mir erscheint es eher der Wirklichkeit entsprechend, daß die westsächsichen Schreiber eine ihnen unbekannte, zudem überlastete Kombination vermieden und sie zu dem geläufigen ea vereinfachten, wenn dies auch der sonstigen Lautung nicht entsprach.

Anders könnte die Sache bei ie liegen. Nach Bülbring und Sievers ist das ie in ciele durch i-Umlaut aus ea, dies wiederum durch Palataldiphthongierung aus æ entstanden, während Wright ganz inkonsequent offenbar als eigene Meinung es aus e < æ herleitet (§ 51), dagegen in § 73 sich einfach an die deutsche Forschung anlehnt. Es ist somit notwenig, zu der chronologischen Festsetzung der Palataldiphthongierung Stellung zu nehmen. Sievers hat P. B. B. IX S. 206 das Wort cīese (< caseus) verwendet, um darzutun, daß die Diphthongierung von westsächsischem ǣ zu ēa bereits vor dem i-Umlaut erfolgt sein muß (caseus > *cǣsi > *cēasi > cīese). Wenn aber die ganze Beweiskraft auf einem einzigen Worte, insbesondere auf dem Nicht-i-Umlaut von ǣ (*cǣsi) (vgl. E. B. § 185 Anm. 1) liegen soll, müssen wir vor allen Dingen prüfen, ob dieses singuläre ciese nicht auf andere Weise erklärt werden kann. In jeder lebenden Mundart wird man finden, daß die phonetische Gesetzmäßigkeit zuweilen durchbrochen ist, und mir will es vorkommen, als wenn ciese seinen eigenen Weg gegangen sei. Während anglisch-kentisch und auch in den sächsischen Patois cese erscheinen mußte, finden wir daneben in den frühkentischen Urkunden, die mit mercischen Formen durchmischt sind, 4 mal ae bezw. æ (cf. Sweet, O. E. T.). Auch sei kurz erwähnt, daß in heutigen mir bekannten deutschen Mundarten „Kāß“ und „Kīß“ nebeneinander bestehen. Wollte ich hiermit auf die Möglichkeit hinweisen, daß gelegentlich ein einzelnes, zudem entlehntes Wort eine anormale Entwicklung genommen haben dürfte, so hindert uns dies aber nicht, zu einer eventuellen Erklärung auf Ausführungen Bülbrings zu-

rückzugreifen. Anglia, Beibl. XI S. 97 hält B. es nämlich für möglich, daß ǣ (in *ċǣsi) durch fortgesetzte Einwirkung der vorangehenden palatalen Artikulation allmählich in ī übergehen konnte. Falls jedoch dem schwierigen ciese auf diese Weise beizukommen ist, so fällt die Notwendigkeit der vor-i-umlautlichen Diphthongierung fort, und ein Gleitlaut — eine Assibilierung — genügte vollkommen, um die stark palatale Natur des anlautenden Konsonanten darzutun. Dann aber ist gegen die Wrightsche Entwicklungsreihe *kaliz > *kele > ciele usw. nichts einzuwenden.

Das Argument für die fallende Betonung des ie, nämlich der Übergang zu unfestem i, y (ciele, cile, cyle) (Sievers § 41), ist m. E. sehr schwerwiegend, und so läßt sich bei ie kaum ein dem ea (= jæ) entsprechender Lautwert und die Geltung des i als Assibilierung vertreten. Wenn auch das erste Element, das i, zweifellos den Ton getragen haben muß, so glaube ich trotzdem, daß die Assibilierung vollzogen war; nur kam sie, ebenso wie in cild, cinn usw. graphisch nicht zum Ausdruck. Nämlich gerade die Entstehung des i (ie) aus ursprünglichem e ist mir ein Beweis für die Affizierung des anlautenden Konsonanten durch eine stark palatale Spirans, die schließlich auch vor dem i-Umlaut bereits in geringerem Maße vorhanden gewesen sein mag. Verschiedene analoge Fälle der Grammatik dürften diese Einwirkung fortgesetzter palataler Artikulation zu einiger Wahrscheinlichkeit erheben. Ebenso wie im Anglischen und Sächsischen silf, sylf neben self, sillan, syllan neben sellan stehen — die i-Formen sind der palatalen Natur des s zuzuschreiben —, wie nach E. B. §§ 311, 312, 318—323 die palatalen Gruppen hþ, hs und ht so sehr einen verengenden Einfluß auf vorhergehende e-Elemente ausübten, daß diese in i übergingen, ebenso kann auch ein hinter dem ċ in ċele entwickelter palataler Gleitlaut das folgende e allmählich in i überführen, so daß wir cile erhielten, welches natürlich anfänglich, in Anlehnung an eine westsächsische Schreibergewohnheit (vgl. E. B. § 306 Anm. 1) und in Analogie zu sonstigen berechtigten ie, auch ciele geschrieben wurde.

Von diesen Erwägungen aus sind wir dazu gelangt, die sogen. Diphthongierung durch Palatale beim ċ durchaus für die Assibilierung, die ja im Hinblick auf das spätere tš ein notwendiges Postulat ist, in Anspruch zu nehmen.

§ 41. Diese unsere Auffassung gedenken wir noch zu bekräftigen durch eine ganz andere Verwertung der sogen. Palatalzeichen, die am stärksten Kluge zu vertreten scheint. Für den

Inlaut erkennen fast sämtliche Forscher diese „stummen“ graphischen Hilfszeichen an (cf. Kluge, P. Gr. I² S. 990; Sievers, Ags. Gr. S. 206, 3 b; Wright² S. 153 usw.). Nach Wright, der im übrigen den palatalen Verschlußlaut dem k in kill, kid gleichstellt, sind e, i gesetzt "to indicate the palatal nature of the c". Es handelt sich um die bekannte Fälle secean, þencean, streccean usw.

Mit Hempl stimme ich zum großen Teil darin vollkommen überein, daß "the whole theory of diacritical signs is to be discarded", und ganz besonders in diesem Falle. Denn will man wie Wright u. a. bloße Verschlußlaute wie in unserem Kind, Kunst oder engl. kid, could behaupten, so halte ich es für unmöglich, daß der Schreiber sich jemals eines Unterschiedes von Palatal und Velar bewußt geworden wäre (vgl. Logeman) und denselben hätte zum Ausdruck bringen wollen. Für sich selbst brauchte er solche Auseinanderhaltung nicht, und schwerlich wird er daran gedacht haben, einer Generation des 20. Jahrhunderts, die über die Aussprache seiner k-Laute nachgrübeln könnte, einen zuvorkommenden Dienst zu erweisen. — Nein, die Schreiber gaben, von gewissen Regeln abgesehen, nur wieder, was sie sprachen, fügten aber sicherlich keine stummen Buchstaben ein.

Somit haben wir den als Palatalzeichen charakterisierten i, e unbedingt einen Lautwert zu geben, und fragen wir uns welchen, so kann, rückwärts- wie vorwärtsblickend, nur ein j oder $\dot{\chi}$ in Frage kommen; die Assibilierung wäre also auch hier graphisch festzustellen, und in der Tat müssen wir diese Bezeichnungsweise recht glücklich nennen. Versucht man die Kombination kja auszusprechen, so klingt das j an ein halbvokalisches i, e sehr nahe an. Natürlich gaben die Schreiber den Laut anfänglich durch i oder e wieder, wie es sie nach ihrer augenblicklichen Disposition gerade gutdünkte. Wieder andere erachteten die Bezeichnung der Assibilierung nicht für notwendig und machten von dem e keinen Gebrauch, was Sweet als "return to back c" ansehen möchte. Allmählich stellte sich dann eine gewisse Schreiberregel heraus, indem fast allgemein e angewandt wurde. Ferner ist es recht wohl verständlich, daß durch Beeinflussung des Schriftbildes hie und da ein solcher Buchstabe gesetzt wurde, wo ihm kein entsprechender Lautwert zugrunde lag.

Seltsamerweise glaubt Bülbring gerade an dem Einschub des e die südhumbrische Aussprache des c als tš zu erkennen. Vgl. E. B. § 499 Anm. 4: čiričean, tæčean usw. M. E. würde gerade das regelrechte Fehlen der e ein Beweis für den Quetschlaut sein, denn das tš hätte sicher das e = j in sich absorbiert, und

auch graphisch wäre dieses in jenem enthalten. Aber mit B. in dem e ein sogen. diakritisches Hilfszeichen anderer Art zu erblicken, will mir wegen der sehr unglücklichen Bezeichnungsweise nicht einleuchten.

§ 42. Haben wir mit dieser Verwendung der Palatalzeichen das Richtige getroffen, so drängen sich noch einige Bemerkungen über den Zeitpunkt dieser Assibilierung auf. Während B. erst das 7. Jahrhundert hierfür in Anspruch nehmen möchte, ergibt sich aus unserer Auffassung immerhin eine geringe Notwendigkeit, in Wörtern wie secean, streccean usw. das e als Spur bezw. nie ganz geschwundenen Rest des alten j aufzufassen. Denn hätte es nach Verlust des j bloß secan gelautet, so wäre mir wegen der vor das c fallenden Silbengrenze eine Anpassung an das prävelare a sehr wahrscheinlich.

Auch die Wörter swylc, hwylc usw. könnten eine frühe Assibilierung bestätigen. Denn falls das Endungs-c nach dem Schwund des umlautenden i bloßer palataler Verschlußlaut war, hätte es schwerlich zu tš werden können, sondern infolge seiner Stellung nach Konsonanz würde Verharren beim Verschlußlaut, ja event. Rückkehr zum velaren zu erwarten sein; such, which legen somit ebenfalls eine frühe Affizierung des ċ nahe; andernfalls sind diese Formen event. nach Schwund des l aus einer Vorliebe für die tš-Formen zu erklären.

Auf die lokalen Verhältnisse bei der Assibilierung gehen wir erst im nächsten Kapitel ein; hier wollen wir aber nochmals Gelegenheit nehmen, reichste dialektische Entfaltung zu betonen; nach allem, was wir über Mundarten wissen, ist sie eine Tatsache, ohne welche auch der Sprachhistoriker niemals auskommen kann. Wenn z. B. cēosan als me. chesen erscheint, kann chosen nur eine dialektische, aber gleichberechtigte Form aus ceósan sein. Ae. ceole hat me. chelle, choll, chel, und ein davon abgeleitetes Substantiv ceolor wird zu choller, chiller, chuller (s. Ritter S. 29). cold muß auf dialektisches *kauld zurückgehen (genau dieselbe Form in heutigen deutschen Mundarten); germ. *kald sollte ja Brechung erfahren; diese blieb aber auf einer Zwischenstufe stehen (vgl. den Brechungsvorgang); das anglische cald, cold hat sodann im Vokal durchaus die altfriesische Entsprechung des germ. au, das dort als a, o erscheint.

3. Die Dentalisierung.

§ 43. Unter diesem Begriff verstehen wir die Weiterentwicklung des kj (kχ) zu tχ, tš, die Erreichung der dentalen Stufe. Während außer Zweifel steht, daß dies vor sich gegangen ist, bleibt das

Wann eine sehr schwierige Frage. Wegen der mangelhaften graphischen Verhältnisse bei den altenglischen Gaumenlauten glaubt man berechtigt zu sein, den erst im 13. Jahrhundert durch tch-Schreibung unzweifelhaft erwiesenen Lautwert t$\dot{\chi}$ oder tš bereits mit Bülbring im Anfange des 8. Jahrhundert anzusetzen, zu welcher Behauptung einige fernere Kriterien angeführt worden sind; andere Forscher nehmen allerdings erst das 10. Jahrhundert, ja das Spätaltenglische, für diesen Laut in Anspruch. Die jeweilig vorgebrachten Argumente sind nun in der Tat gering, und wir werden eingehend zu prüfen haben, ob sie eventuell ausreichend sein dürften.

Versucht man sich lautphysiologisch diese t-Artikulation klarzumachen, so kommt man bei weiterem Vorrücken des k über das Präpalatum hinaus zu einem alveolar-präpalatalen Verschluß (vgl. Lenz S. 25). Bei der Lösung entsteht das sogenannte mouillierte t (t′), ein t-Laut, dem ein kurzes Reibegeräusch, im wesentlichen ein $\dot{\chi}$, folgt. Was die genaue Natur dieser t′-Laute anlangt, so wird der supraalveolare Verschluß mit dem Grenzgebiet von Medio- und Prädorsum gebildet. „Der frikative Ansatz wird dadurch hervorgerufen, daß unmittelbar hinter der Hauptverschlußstelle die beiden Muskelstreifen seitwärts der Zungenmittellinie sich an das Präpalatum anlegen, während die Mittellinie entweder überhaupt oder doch im entscheidenden Moment der supraalveolaren Verschlußlösung das Präpalatum nicht berührt, sondern mit demselben eine lange Rinne bildet, die meist bis ins Mediopalatum reicht.“ Diese Enge bedingt den nachfolgenden $\dot{\chi}$-Laut. Ist aber der t$\dot{\chi}$-Laut erreicht, so ist von hier zu einem tš nur ein kleiner Schritt, wie schon Ellis richtig erkannt hat, obwohl an sich natürlich eine Sprache jahrhundertelang an t$\dot{\chi}$ festhalten konnte. Ich erinnere daran, daß es in heutigen Mundarten, z. B. im Kölnischen, eine zwischen $\dot{\chi}$ und š liegende Artikulation gibt, auf die auch Lenz S. 10 aufmerksam macht; m. E. geht hier ein anfängliches $\dot{\chi}$ während der Dauer des Lautes auf š zu, ohne es aber ganz zu erreichen. In anderen Dialekten ist sehr häufig eine Neigung zu konstatieren, ein tj, t$\dot{\chi}$ als tš auszusprechen. Diese Eigentümlichkeit ist ganz besonders im Englischen anzutreffen. Woodward verzeichnet aus der englischen Sprachentwicklung eine ganze Reihe solcher Fälle. Ganz geläufig ist uns ja der tš-Laut in der Endung-ture, aber sogar im Satzzusammenhang wird ein d, t + folgendes j zu dž, tš, z. B. did you = didžu usw. Vgl. Viëtor, Phonetik[5] § 85 u. Anm. 3. Im übrigen verweisen wir auf Lenz S. 31 ff.

§ 44. Früher ziemlich allgemein, aber auch heutzutage begegnet man noch vereinzelt der Ansicht, daß das tš dem

französischen Einflusse zugeschrieben werden müsse. Bloße Lautsubstitution, ein tš für ein k vor i, e kann sicherlich nicht vorliegen, denn regelrecht wird ein lat. c vor i, e im Französischen zu ts, s (geschr. c), und es wäre somit auch ein s zu erwarten, falls die normannischen Eroberer das k vor i, e ihrer Artikulationsbasis angepaßt hätten. Da im Englischen nun tš gilt (im Französischen gesetzmäßig nur vor lat. a), ergibt sich, daß beide Sprachen in der Fortbildung des k-Lautes selbständige Wege gegangen sind, insofern als im Franz. als Frikativlaut s', im Englischen dagegen im allgemeinen χ anzusetzen ist. Somit haben wir zunächst jeglichen französischen Einfluß rundweg abzuweisen, dies ganz besonders auch aus dem Grunde, wie Möller schon richtig hervorhebt, weil die friesischen Dialekte, die zweifellos mit dem Französischen in keiner Weise in Berührung gekommen sind, selbständig auf ihrem Boden Laute entwickelt haben, die den heutigen englischen tš sehr nahestehen.

Es fragt sich nun, wie weit die Herausbildung des Quetschlautes zurzeit der normannischen Eroberung gediehen war, und auf die Folgen dieser Fremdherrschaft für eine eventuelle einheitliche Gestaltung der dialektisch erreichten Stufen werden wir später noch zurückkommen, auf diese Weise auch einem französischen Einfluß Rechnung tragend.

Als Hauptargumente für eine schon altenglische tš-Aussprache gelten:

1. orceard, feccean usw.

Es ist früher darauf hingewiesen worden, daß zum Zweck einer gerechten Beurteilung von ortzeard > orceard die Natur des z erst klargestellt sein müßte. Bei Vertretung der Sweet'schen stop-Theorie könnte das Wort kaum als eine tš-Aussprache des c beweisend herangezogen werden, obwohl der Quetschlaut mit Hilfe des assibilatorische Geltung annehmenden e (kj) recht wohl entstehen konnte. Der Vergleich mit heutigen Mundarten legt es mir nun außerordentlich nahe, daß das große Gebiet der angelsächsischen Eroberung durchaus keinen einheitlichen g-Laut besessen hat, vielmehr dürfte in der gesprochenen Sprache eine reiche dialektische Differenzierung vorhanden gewesen sein, die allerdings schon kontinental bedingt war. Für eine solche vermittelnde, aber mehr auf mundartliche Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit Rücksicht nehmende Ansicht spricht der Umstand, daß sowohl für die Verschluß- als auch für die Reibelaut-Auffassung ganz gewichtige Autoritäten ihre Meinung geltend gemacht haben; ferner wird in manchen Einzeldarstellungen darauf hingewiesen, daß die eine Schreibung, z. B. c anstatt g oder umgekehrt, den Verschlußlaut wahrscheinlich mache, während andere Kriterien

auf die Spirans hindeuteten. Es wäre somit die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß in einem Dialekt das c aus t + Verschluß-g auf einfache Weise hervorgegangen und so begründetes orceard in die westsächsische Sprache übernommen worden sei. Auch die Schreibungen ordceard und orczeard können durchaus für die Verschlußlautannahme verwendet werden; im letzteren Falle läge in -ze- ein Pleonasmus vor, insofern als beide Buchstaben die eingetretene Assibilierung dartun; dagegen machen orcerd, orcird, orcyrd den tš-Laut wahrscheinlich.

Mit einer spirantischen Natur des z haben wir uns aber vor allem abzufinden. Ohne weiteres ist zuzugeben, daß tz (= tj) zu tš wurde; dem c in orcerd kommt dann sicher der Quetschlaut zu. Eine ganz andere Frage ist jedoch, ob die Schreibung c für für tš in diesem Falle denselben Lautwert unbedingt für alle anderen palatalen ċ bezw. ċχ beweisen muß. Sehen wir zunächst zu, wie die Gegner des ae. tš sich hiermit abfinden. Wyld ist der Ansicht, orceard, feccan (< *fetjan < fetian) usw. auch für seine Auffassung verwerten zu können, da sein "front stop c" mit einem t', genauer vielleicht tj, tχ, in der Artikulation sehr nahe verwandt sei. Dementsprechend stellen wir mit Bezugnahme auf Lenz fest, daß ein präpalataler (Lenz S. 24) und ein alveolar-präpalataler Verschluß (S. 25) bei der Lösung einen ähnlichen Laut hervorbringen, einmal das sogen. mouillierte k' und das andere Mal das mouillierte t'. Während für den gewöhnlichen t-Laut im allgemeinen die Zungenspitze, schließlich auch der vordere Teil des Zungenrückens zur Bildung des Verschlusses in Betracht kommt, wird dieser beim t' mit dem Grenzgebiet von Medio- und Prädorsum gestaltet. Wegen des bestimmten Anteils, den die Zunge an der Bildung des t' nimmt, kommt der Laut einem k in einer Hinsicht nahe; im übrigen ist allerdings der Verschluß, wie auch Lenz betont, mehr ein t- als ein k-artiger. Da zudem aber sowohl k' als auch t' einen mehr oder weniger deutlichen frikativen Ansatz haben, wäre die Wiedergabe eines t' durch ein k' schließlich nicht allzu sehr zu verwundern, und vom phonetischen Standpunkte kann man Wylds Annahme nicht einfach ablehen.

Zu einer ähnlichen Begründung wie W. kommt Logeman, der aus der c-Schreibung in orceard, feccan etc. allerdings eine tj-Aussprache der ċ vor primären Palatalvokalen glaubt erschließen zu können. Die Kombination tj wurde dann ebenso geschrieben wie die neu erreichte tj-Stufe in rice z. B., deren Schreibung die alte geblieben war.

Letzteren Ausführungen trat Sievers (Anglia XIII S. 311 ff.) entgegen, zugleich für seine Auffassung einen erneuten Beweis

aus einer Gegenüberstellung des kurzsilbigen *fetjan mit einigen langsilbigen Wörtern, z. B. huntzendra, motzenne usw., in denen tz (tj) nicht durch c wiedergegeben wird, erbringend. Zunächst sucht er etwaige Zweifel an der Identität von fetian und feccan auszumerzen. Wenn auch die meisten Forscher sich Platts Deutung von fetian = feccan (Anglia VI S. 177) angeschlossen haben, bedarf dies Wort doch einer genaueren Behandlung. Bosw.-T. betrachtet fetian und feccan noch als ganz getrennte Verba:

Inf. fetian, Praet. fette, Part. Praet. fetod
Inf. feccan, Praet feahte, fehte, Part. Praet feaht, feht.

Falls nun die speziell für feccan in Anspruch genommenen Präterital- und Partizipialformen nicht existieren — Sievers erklärt das Praet. fæhte für „rein geraten" — und ferner im Präsens die Personen nach Platts Paradigma säuberlich geschieden sind, würden dies sehr schwerwiegende Argumente sein. — Nach Sievers Ags. Gr.[3] § 416 Aum. 15 b ist fetian „holen" „strengwestsächsisch" über *fetjan zu fecc(e)an geworden; außerhalb des Strengws. sei die alte Form dagegen beibehalten. Bülbring, E. St. 27 S. 80 stellt dagegen fest, daß wir allerdings bei Alfred nur feccan finden, in anderen wests. Texten aber daneben oder ausschließlich feti(g)an; so begegnen in Aelfrics Homilien feccan und fetian. Leider scheint das Wort in ae. Zeit im Außerws. nicht belegt zu sein.

Wollen wir zu dem äußerst schwierigen feccan Stellung nehmen, muß zuerst versucht werden, ob es nicht aus germ. *fakjan abzuleiten möglich wäre. Während fetian mit lat. petere = „auf etwas losgehen, zu erlangen suchen" nach Form und Bedeutung urverwandt scheint, bedeutet nach Walde die idg. Wurzel *pak = „festmachen, zusammenfügen"; hierzu sind dann das ags. fæc = „Raum" und das deutsche Wort „Fach" = „Teil eines Raumes" zu stellen; ferner dürfte wohl das nach Grimm, Wörterbuch III S. 1229 in Sachsen und Thüringen geläufige „facken" = „Fangball spielen, Auffangen des Balles" hierzu gezogen werden. Diese Erwägungen befürworten ein germ. *fakjan, das kausative Bedeutung hatte: „einen Raum durcheilen, um etwas herbeizubringen" = „holen" und in diesem Falle wäre die Ursprünglichkeit des k (fæc, Fach, facken) gesichert. Es ergäbe sich dann, daß zwei Wörter: fetian und feccean mit fast gleicher Bedeutung anfangs im Ae. getrennt nebeneinander bestanden hätten.

Einige andere Erwägungen machen dies ebenfalls wahrscheinlich:

1. Wenn Aelfric feċċan sprach, das sich in frühae. Zeit in

seinem engeren Dialekt über *fetjan aus fetian entwickelt hätte, durfte ein fetian schon längst nicht mehr für ihn existieren. Da es aber strengws. um 1000 und später noch fetian heißt — nach Leo und Bosw. T. scheint sogar gefettan vorzukommen —, so kann feccan kein bestimmtes Mundartgebiet für sich beanspruchen, und folglich wäre ein eventueller Übergang von ti zu tš in diesem Worte keine gesetzliche Lautneigung des Wests.

2. Im Me. begegnet sehr häufig der Infinitiv fetten, den allerdings Bülbring der Neubildung nach dem Prät. und Partizipium in Anlehnung an setten stark verdächtigt hält, indem er die Ansicht vertritt, daß jedes ae. fetian im Me. als fecchen erscheinen müßte, wenn nicht alle in frühae. Zeit, dann zum zweiten Male im Spätae., bezw. Frühme. Trotz alledem möchte ich fetten als regelrechte Fortentwicklung von ae. fetian ansehen. Me. Neubildung würde ich nur dann zugeben, wenn daraufhin fecchen total aufgegeben wäre. Da dies aber eine gewisse Vorherrschaft innehat, sehe ich nicht ein, weshalb ein zweites Wort mit derselben Bedeutung hätte neu gebildet werden sollen, wobei auch zu verwundern sein würde, daß der Sprachgenius gerade die Form bevorzugt hätte, die entwicklungsgemäß vom Ae. her zu erwarten war. Geradezu kompliziert wird aber die Analogiewirkung, wenn nach B. das Wort fecchen, das zur Bildung eines neuen Infinitivs sich an das Prät. fette (und setten) angelehnt haben soll, nun eben dieses Prät. in Analogie zu strecchen zu fæhte, feighte (vgl. Stratm.-Bradl.) werden läßt.

3. Ebenso wie fetten ist aber auch fecchen (vielleicht den Norden für beide ausgenommen) über das ganze me. Sprachgebiet verbreitet, so daß die von Sievers gewollte, aber überdies schon durch Aelfrics fetian durchbrochene Beschränkung aufs Strengws. hiermit ebenfalls nicht im Einklang stände.

Waren diese Erwägungen vielleicht geeignet, die Identität von fetian und feccan in Zweifel zu ziehen, erhebt sich auf der anderen Seite das ae. Paradigma mit seiner strengen Scheidung nach Personen. Die 2, 3 sg. praes. heißen nie *feccest, *feccep (vgl. streccest, strecceþ) nach der I. schw. Konj., sondern stets fetast, fetaþ, ebenfalls das Prät. nie feahte, fehte, sondern nur fette fetode, dagegen 1 sg. fetie, fecce, pl. fetiaþ, feccaþ. Es ist allerdings schwer, sich vorzustellen, daß zwei verschiedene Verba sich derart vermischen, daß sie so säuberlich nach Personen geschieden werden, wie es in Platts Paradigma der Fall ist. Zwar der Bedeutungszusammenfall könnte die beiden Verba in eins haben übergehen lassen, so daß dieses in einigen Formen der II. Konj. folgte, in andern dagegen solche aus beiden Konju-

gationen gleichwertig nebeneinander standen und die Schreiber bald die eine, bald die andere bevorzugten.

Kehren wir jetzt zum Ausgangspunkt dieser Erörterungen, nämlich Sievers' Kritik von Logemans tj-Aussprache zurück, so ist gegen Sievers einzuwenden, daß, was Kurz- oder Langsilbigkeit anlangt, einzig und allein das Wort fetian zu den kurzsilbigen zu rechnen ist, ortȝeard, cræftȝa, Muntȝiof usw. sind dagegen langsilbig. Demnach darf m. E. aus der Silbenquantität kein Urteil gezogen werden, wenngleich eine derartige Verschiedenheit recht wohl die abweichende Entwicklung von *fetjan und huntȝendra z. B. bedingen könnte, indem bei den kurzsilbigen die Kombination tj in ihrem leicht nach tš hinneigenden Lautwert besser zur Geltung kommt als bei den langsilbigen, wo die Silbengrenze viel eher durch eine Pause ausgefüllt wird.

Wenn Sievers nach Ags. Gr. § 416 Anm. 15 b den Übergang von *fetjan zu feċċan als „strengws." ansehen will, die Entstehung von einsilbigem -ȝe- aus zweisilbigem -ie- in gewissen jüngeren Texten aber „vermutlich als Kentizismus" zu betrachten ist (huntiendra > huntȝendra z. B.), wäre das Verharren bei tȝ ganz korrekt; zudem ist auch der zeitliche Abstand zwischen den um 1000 zu datierenden Texten der Benediktinerregel, den jüngeren Blicklingglossen usw. einerseits und dem ersten Vorkommen der c-Schreibungen für tj nicht so bedeutend: orceard begegnet in der Cura Past., fecc(e)an wird als „spätws." bezeichnet, und das ebenfalls häufig erwähnte miczern ist „ziemlich spät belegt". Vgl. damit Bülbring, Angl. Beibl. IX S. 102 Anm., wo er den ältesten Beleg für ȝefecca in dem Bruchstück eines Martyrologiums aus der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts feststellt; auch wird hier zugegeben, daß Aelfric und sogar noch spätere Schreiber ȝefetian haben, zum Teil neben ȝefeccan, ebenso daß es in späterer Zeit noch ortȝeard neben orceard, orcerd heißt, was B. allerdings aus einem noch lebendigen Gefühl für die Zusammensetzung zu erklären sucht. Wir aber können nicht umhin zu betonen, daß diese Wörter keinesfalls in allen sagen wir südhumbrischen Mundarten gleich gelautet haben, am wenigsten, was die hier in Betracht kommende so vielseitiger Entwicklung fähige Konsonantengruppe anlangt.

Um nun endlich eine vorhin gestellte Frage zu beantworten, wollen wir bei orceard die Möglichkeit des Verschluß-g einmal ausschalten und etymologische Erwägungen beiseite stellend die Identität von fetian und feccan annehmen; daß dann an der tš-Aussprache in beiden Wörtern kein Zweifel sein kann, haben wir bereits gesagt. Würde diese Einräumung uns nun zwingen, in cild, cinn usw. ebenfalls den tš-Laut anzusetzen? Zu diesem

Zwecke müssen wir uns klar machen, welche Schriftzeichen dem Schreiber zur Wiedergabe des in orceard, feccan entstandenen tš zu Gebote standen. Gewiß, hatte das ċ vor primärem Palatalvokal schon allgemein den Quetschlaut, dann war nichts natürlicher als c, unzweideutiger wäre allerdings tsc gewesen. War jedoch das ċ in seiner Entwicklung noch nicht bis zu dieser Endstufe gediehen, sondern assibilierter Verschlußlaut (ċj, ċχ), so erhellt, daß keine dem tš genau entsprechende Bezeichnungsweise vorhanden war. Folglich mußte der Schreiber, dem zuerst die Diskrepanz zwischen Geschriebenem und Gesprochenem auffiel, nach der passendsten, dem Lautwert am nächsten kommenden Ausdrucksmöglichkeit suchen. M. E. kann es hier nun nicht wundernehmen, daß er gerade c auswählte. Vermöge der Kenntnis des Lateinischen, wie es auf den damaligen Klosterschulen gelehrt wurde (vgl. Angl. Beibl. IX, S. 292), wußte der Schreiber, daß in jener Sprache das c vor Palatalvokal wie ts lautete, wie solche Wörter auch vereinzelt ins Altenglische übergegangen waren (plæce).

Dieses lateinische c = ts besitzt nun, wie jeder ohne weiteres zugeben dürfte, starke Lautähnlichkeit mit tš, so daß es in der Tat bestimmenden Einfluß gehabt haben kann. Ferner diente das c sicher für drei verschiedene Lautwerte: k, ċχ, ts als Wiedergabe, so daß der Schreiber recht wohl von diesem Symbol auch für einen in einigen wenigen Wörtern begegnenden ts-Laut wegen Mangels einer adequateren Schreibung als Notbehelf Gebrauch machen konnte.

Das gänzliche Fehlen von fetian, feccan im nordhumbrischen Dialekt müssen wir sehr beklagen, denn fände sich hier, wo der tš-Laut sich nicht herausgebildet hat, ein bodenständiges feccan, so wäre dies unbedingt ein Hinweis auf Ursprünglichkeit des k, und unsere etymologischen Vermutungen erhielten eine starke Stütze; vielleicht läßt sich noch irgendwo ein diesbezüglicher Beleg entdecken.

Orceard und feccan werden stets als die allerwichtigsten Argumente für eine ae. tš-Aussprache angeführt. Im vorhergehenden haben wir beide Wörter auf ihre Beweiskraft hin untersucht; wir sind aber zu dem Ergebnis gekommen, daß eine zwingende Notwendigkeit, vor primären Palatalvokalen den Quetschlaut zu sprechen, durchaus nicht vorliegt. Falls beide Wörter nicht von vornherein, das eine wegen Verschluß-g, das andere wegen Ursprünglichkeit des k-Lauts, ausgeschaltet werden müssen, kann die c-Schreibung auch in der von uns näher erläuterten Weise aus dem Mangel eines besseren Symbols und in Anlehnung an lat. c = ts erklärt werden.

§ 46. 2. Hempls Verwertung von cg.

Auch Hempls Argumentation mit der Schreibung cg dürfte nicht der Wirklichkeit abgelauscht sein, wie ja auch seine Beweisführung von der Forschung abgelehnt worden ist. Aber darin muß ich Hempl unbedingt recht geben, wenn er sich mit aller Entschiedenheit gegen die diakritischen Zeichen und besonders gegen die weitverbreitete Meinung wendet, daß cʒ geschrieben sei, um den palatalen geminierten Verschlußlaut ġġ zum Ausdruck zu bringen. Die von Hempl beigebrachten Gründe, die Schreibung cʒ nicht in dieser üblichen Weise aufzufassen, möchte ich im allgemeinen unterschreiben. Doch zur Aussprache fraglicher Kombination übergehend widerlegt sich m. E. Hempl selbst, indem er das ʒ in cʒ zu einer Art der von ihm verurteilten diakritischen Zeichen erhebt, um die stimmhafte Natur des c = tš darzutun. Hätte H. seinen Ausführungen treu bleiben wollen, hätte er beiden Buchstaben, sowohl c als auch ʒ, einen Lautwert zuerkennen müssen.

Wir sind uns bewußt, daß die Geltung des cʒ eine äußerst schwierige Frage ist; so hat diese Kombination mancherlei Deutungen gefunden. Wir erwähnen besonders die Art und Weise, wie ten Brink (Anglia I S. 517) sich mit ihr abfindet. Dieser faßt das ae. ʒ durchweg als Spirans auf, nur im Falle der Gemination war es in- und auslautend Media. Diesen geminierten Verschlußlaut konnte man nun nicht durch die Spirans ʒ darstellen; deshalb war man gezwungen das Zeichen für die Tenuis mit dem Zeichen für den stimmhaften Reibelaut zu verbinden, um die Doppelmedia auszudrücken. Bei dieser Anschauungsweise ist aber der Unterschied von palataler und velarer Gemination außer acht gelassen; da nun die velare Media z. B. in doʒʒa, froʒʒa etc. gewöhnlich mit ʒʒ geschrieben wird, muß hieraus hervorgehen, daß die cʒ-Schreibung etwas mit Palatalität zu tun hat, und folglich wäre ten Brink's Verwendung nicht stichhaltig. Ferner entbehrt sie der Wahrscheinlichkeit, weil wir in den ältesten Denkmälern, z. B. in Epinal, noch ʒʒ geschrieben finden (vgl. Hempl, Anglia XXII S. 377); die Schreibung cʒ muß demnach einer fortgeschrittenen Entwicklungsstufe Rechnung tragen wollen; und da wir in Anbetracht des späteren dž-Lautes ebenso wie bei c allen Grund haben, uns nach einer Zwischenstufe umzusehen, so scheint mir persönlich die Schreibung cʒ auf eingetretene Assibilierung des ʒ, mithin auf gj hinzudeuten.

Auch hier müssen wir anerkennen, daß cʒ für gj das zeitlich Gegebene war; denn da ʒ sicher überwiegend spirantische Natur gehabt haben wird, mußte sich der Mangel der ʒʒ-Schreibung sowieso schon fühlbar machen; sobald aber nun noch ein j-Laut,

eine Assibilierung, hinzutrat, war die alte Schreibung unhaltbar, und der Schreiber fügte ein c ein, um die teilweise explosive Natur der Kombination zum Ausdruck zu bringen, im übrigen sich aber des ȝ zur Bezeichnung der Assibilierung bedienend. Während in diesem Falle der Konnex mit der ursprünglichen Doppelmedia äußerlich durchaus aufgegeben ist, lassen vorkommende ȝcȝ, cȝȝ erkennen, daß man an dieser, was die Schreibung anlangt, gern festhalten mochte, zur lautlichen Verdeutlichung sich aber den Vorteil, den c bietet, zunutze macht.

Vergegenwärtigen wir uns nun die Tatsache, daß im Nordhumbrischen keine Assibilierung stattgefunden haben soll, dort aber ebenfalls hrycȝ, bycȝa etc. geschrieben ist, wie im Südhumbrischen, so liegt hierin für unsere Annahme eine Schwierigkeit; aber diese ist noch viel größer bei Bülbrings Auffassung des cȝ als dž im Südhumbrischen, während nach E. B. § 499 dasselbe cȝ im Nordhumbrischen den Lautwert ġg hätte. Läßt sich bei B.'s Anschauung diese Schwierigkeit vielleicht mit Hilfe schriftbildlicher Beeinflussung lösen, so dürfte eine solche Erklärung auch von uns, zudem mit größerer Wahrscheinlichkeit, in Anspruch genommen werden.

Man könnte uns einwenden, daß es auch Formen wie secȝean, licȝean usw. mit eingefügtem e gebe, dessen Geltung als „stummes" Palatalzeichen wir in genügender Weise als unnatürlich und unwahrscheinlich gekennzeichnet zu haben glauben. Soviel ich sehe, haben wir es in solchen Fällen mit einem leicht zu begreifenden Pleonasmus zu tun, indem sowohl ȝ als auch e verwandt werden konnte, um den gesprochenen j-Laut zu verdeutlichen. Sodann hat sicher der Einfluß solcher Endungen wie in secean, tæcean, wo das e nach unserer Ansicht durchaus berechtigt war, in analogischer Weise auf die Schreibung eingewirkt. Endlich sei auch noch auf die Tatsache der Wiedergabe eines germanischen j-Lautes durch ȝe in ȝear, ȝeoc usw. hingewiesen, ohne daß wir auf den lautlichen oder nichtlautlichen Wert dieser e noch eingehen wollen.

Alles in allem müssen auch wir Hempls Versuch aus der ɔȝ-Schreibung eine frühaltenglische tš-Aussprache zu beweisen als nicht gelungen charakterisieren; vielmehr haben wir geglaubt in Analogie zu unseren Ausführungen des vorigen Kapitels in cȝ eine Bezeichnungsweise erblicken zu dürfen, die einer vollzogenen Assibilierung auch beim Verschluß-g Rechnung trägt.

§ 47. 3. Endlich kämen wir zu der Bülbringschen Beweisführung, die sich auf die c- und k-Schreibung im Rushworthmanuskript zum Evangelium des Matthäus stützt. Es sei vorausgeschickt, daß dieses Dokument der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts

zugeschrieben wird und die Sprache nach Browns Untersuchung "an intermediate and independent position between the Northumbrian dialect on one side and the dialects of Wessex and Kent on the other" darstellt. Während manche Eigentümlichkeiten mit dem Nordhumbrischen gemeinsam sind, scheint die Aussprache des palatalen Konsonanten mit der südlichen Artikulation übereinzustimmen.

Bei Charakterisierung der eventuell von Farman gewollten Reform muß es auffallen, daß die Unterscheidung von c und k im Texte durchaus keine einheitliche ist. Greifen wir den uns vor allem interessierenden Anlaut heraus, so ist mit Brown II § 22 zu konstatieren, daß sich in den beiden ersten Kapiteln allein 28 Beispiele von anlautendem k finden, während in den übrigen 26 Kapiteln im ganzen nur 20 Fälle zu verzeichnen sind, je ein- oder zweimal. Hiernach dürfte zweifelhaft sein, ob Farman wirklich seinen Blick auf die Unvollkommenheit der damaligen Schreibung gerichtet hielt und es ihm ernstlich um eine nach bestimmten Gesichtspunkten orientierte Regelung zu tun war; vielmehr scheint er einer anfänglich aufgetretenen Laune gefolgt zu sein, aus deren Konsequenz allerdings ein Schluß gezogen werden könnte, falls das ihn leitende Prinzip klar erkannt wäre. Irgendeine durchgreifende Reform hatte Farman nicht im Sinn; dies geht daraus hervor, daß er in- und auslautend keine ähnlichen Regeln wie im Anlaut durchgeführt hat, obwohl er dazu doch schließlich imstande gewesen wäre.

Es fragt sich nun, ob die von Bülbring konstatierte Tatsache, daß für Farman das Lateinische insofern maßgebend war, als der eventuell gesprochene tš-Laut in Anlehnung an das lateinische ts vor Palatalvokalen lediglich aus diesem Grunde durch c wiedergegeben ist, wirklich zutrifft.

M. E. ist die Regelung nach dem Lateinischen durchaus abzulehnen; denn

1. müßte vor Konsonanz bei Anlehnung ans Lateinische unbedingt c stehen; dafür finden wir aber einen freien Wechsel von c und k in dieser Stellung: 2 mal unklene, 4 mal mit c, 4 mal kneorisse, 9 mal mit c, 6 mal krist, 11 mal mit c, 3 mal -kræftȝum, je einmal kneu und kneht, häufig cneht. Wenn auch, wie B. einwendet, hier eine Unterscheidung nicht vonnöten war, so ist aber nicht zu verkennen, daß die immerhin zahlreichen k-Schreibungen ein sehr gewichtiger Grund gegen die Heranziehung des Latein sind.

2. Wurde auch im Altmercischen vor y nur ein k-Laut gesprochen und waren čyfes, čȳse etc. dort unbekannt, so hätte F., da ihm das Lateinische für die Verbindung cy- nichts an die

Hand gab, sondern total versagte, bei einem Streben nach Unzweideutigkeit jedenfalls k anwenden müssen; wenn wir nun fast durchgängig vor y den Buchstaben c finden, so kann das Lateinische ihm diese Schreibung nicht eingegeben haben. Da übrigens y zu den palatalen Vokalen zu rechnen ist, c vor primärem i und e aber nach B. korrekt zur Wiedergabe des tš-Lautes verwandt ist, so könnte bei Konsequenz vor dem sekundären y nur ein k stehen.

3. Ebenso entspricht die Schreibung verschiedener einzelner Wörter, z. B. kælic — cælic, kasere — casering etc. nicht der von Bülbring formulierten Farmanschen Regel; B. muß deshalb allerlei Einräumungen und Erwägungen zu Hilfe nehmen, um diese Disharmonien zu erklären.

4. Endlich wird jedermann doch ohne weiteres zugeben, daß nicht die Schreibung c das Neue ist, sondern eben das verhältnismäßig häufige Vorkommen des k; c ist die alte traditionelle Schreibung seit Jahrhunderten, und deshalb kann bei einer Verwendung dieses Zeichens im 10. Jahrhundert von einer Regelung nach dem Lateinischen nicht im entferntesten die Rede sein.

Wäre demnach das Rushworth-test in der Bülbringschen Fassung gänzlich hinfällig, so ist es trotzdem, allerdings mit einer grundsätzlichen Abänderung, von ganz hervorragender Bedeutung. Es muß nämlich dem k unbedingt ein zum Teil von c abweichender Lautwert zugrunde liegen. Dies wird eminent deutlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, mit welcher fast ausnahmslosen Regelmäßigkeit Farman zwischen dem Gaumenlaut vor primären und sekundären e, i unterschieden hat; im ersteren Falle steht nur c, im letzteren dagegen k, um den reinen Gaumenverschlußlaut auszudrücken.

Während sonst im allgemeinen die althergebrachte c-Schreibung beibehalten ist, wird F. in jenen besonderen Stellungen eine differenzierte Bezeichnung für besonders notwendig erachtet haben, und so nahm er seine Zuflucht zum k, dieses dann gelegentlich auch in einigen anderen unzweideutigen Fällen, z. B. vor Konsonanz, verwendend.

Es fehlt uns aber jeglicher Anhaltspunkt, um sagen zu können, welchen Lautwert dieses c vor primären Palatalvokalen hatte. Die Stufe ċχ dürfte es nach den Darlegungen des vorigen Kapitels sicher erreicht haben; ob es nun die Diskrepanz k:ċχ war, die F. zu jener graphischen Regelung veranlaßte, oder ob bereits eine weitere Entwicklungsstufe zum tš hin, eventuell tχ, sich herausgebildet hatte, das vermögen wir nicht zu entscheiden; doch werden unsere weiteren Ausführungen eine bereits im

10. Jahrhundert in größerem Umfange eingetretene Dentalisierung unwahrscheinlich machen.

Wir haben die Hauptbeweise für eine ae. tš-Aussprache eingehend erörtert und sind zu dem Ergebnis gekommen, daß keiner irgendwie zwingend ist. Als ferneres Argument wird gewöhnlich noch die unbestrittene Tatsache des mittelenglischen ch angeführt, dessen Lautwert tš natürlich nicht ganz plötzlich und unvermittelt auftauchen kann. Wollen wir über jene dunkle Zwischenperiode etwas ins Klare kommen, so dürfte ein Vergleich mit den friesischen Dialekten uns einen höchst wichtigen Fingerzeig hierfür bieten und zugleich auch die Möglichkeit einer anderen Auffassung der Nichtassibilierung im Norden begründen.

§ 48. Für die Nichtassibilierung im N. wird bekanntlich von manchen Forschern nordischer Einfluß geltend gemacht; demselben stehen aber manche Bedenken gegenüber, auf die verschiedentlich hingewiesen worden ist (vgl. Morsbach, Lit. Bl. g. r. Ph. X S. 101). M. E. muß Bülbring gänzlich auf ihn verzichten, da er um 700 den tš-Laut ausgebildet glaubt, die Nordlaute aus Skandinavien nach E. B. § 16 aber erst im Jahre 855 in England festen Fuß gefaßt haben. Kann somit erst von diesem Zeitpunkte ab nordischer Einfluß überhaupt in Frage kommen, so dürfte jedoch schwerlich eine allgemeine Rückkehr des tš-Lautes zur k-Artikulation stattgefunden haben, selbst wenn dem ae. überall ein entsprechendes nordisches Wort zur Seite gestanden hätte. Haben die Dänen auch bedeutende politische Macht besessen, so wird dennoch ihre Einwirkung auf die lebenden Dialekte, was den Lautstand anlangt, nur von ganz geringer Bedeutung gewesen sein; im besten Falle finden nur Entlehnungen von Wörtern statt, die dem eigenen Sprachschatze fremd und Bezeichnungen für kulturelle Gegenstände sind. Sehen wir nur, wie zäh das Lautsystem unserer Dialekte der allgewaltigen Herrschaft der Schriftsprache bis in die heutige Zeit Trotz geboten hat. Somit haben wir allen Grund, auf eine eventuelle Eigentümlichkeit der nordenglischen Artikulationsbasis hinzuweisen.

Ferner sind Morsbachs Zweifel an irgendeinem bedeutenden lautlichen Einfluß des Nordischen ganz berechtigt. Es steht fest, daß die tš-Formen in den heutigen Dialekten immer mehr abnehmen, je mehr man im Mittellande nach N. kommt, und daß sie im eigentlichen Norden immer spärlicher anzutreffen sind. Da nun der nordische Einfluß auf nordhumbrischem Gebiet minder stark gewesen sein muß als an der mittleren Ostküste, der eigentlichen Heimat der dänischen Niederlassungen, so erhellt hieraus schon eine gewisse Disharmonie zwischen Theorie und Wirklichkeit. Sodann ist die Konstatierung Morsbachs, daß

die so häufig begegnenden nordenglischen Städtenamen auf -kirk und -caster, die doch spezifisch englische Gründungen sein müssen, dazu angetan seien, den nordischen Einfluß überhaupt stark in Frage zu ziehen, m. E. zu Recht bestehend.

Dem Problem der Nichtassibilierung im N. wie der Assibilierung und Dentalisierung überhaupt glaube ich durch einen Hinblick auf die so eng verwandten Dialekte des Friesischen mit ihrer graduell weit fortgeschrittenen Entwicklung und ihrer reichen dialektischen Entfaltung eher gerecht werden zu können als bloß mit dem nordischen Einfluß und der allen lebenden Mundarten widersprechenden strengen Gesetzmäßigkeit. Wir gehen aus von einer Bemerkung von Siebs, P.Gr. I² S. 1154, der dort hervorhebt, daß sich natürlich unter den Angeln, Jüten und Sachsen wie auch unter den Friesen verschiedene Mundarten entwickelt hätten, von denen die einen mehr dem Skandinavischen, die andern mehr dem Sächsischen und Fränkischen der deutschen Sprachgruppe zuneigten, und daß schließlich auch noch andere Dialekte zwischen diesen großen Gruppen den Übergang bildeten. Unabhängig von Siebs möchte ich daher die vielumstrittene Frage der lokalen Ausbreitung der Assibilierung und Dentalisierung einfach aus einer bereits kontinental verschiedenen, den Nordhumbriern eigenen Artikulationsbasis erklären, der vielleicht ein gewisser nordischer Einfluß in gleichem Sinne wirkend zur Seite gestanden haben mag. Vergegenwärtigen wir uns das Endergebnis der anglofriesischen Palatalisierungstendenzen, so stoßen wir, was die friesischen Dialekte angeht, auf die lehrreiche und wichtige Tatsache, daß die Assibilierung in vereinzelten Mundarten heute noch nicht vollendet ist, und daß sie in anderen mit sehr verschiedener Stärke gewirkt hat (vgl. Siebs, P.Gr. I² S. 1288). Demnach waren unter den das Mittelland, besonders aber Nordhumbrien einnehmenden Volksstämmen auch solche, deren Artikulationsbasis in diesem Punkte mehr oder weniger nähere Verwandtschaft mit den sächsischen und fränkischen Mundarten des Deutschen aufwies als mit den nach Südengland gezogenen sogen. „Westsachsen".

Andrerseits geht es aber nicht an, die Assibilierung für das ganze Gebiet nördlich des Humber zu leugnen, dagegen spricht u. a. die von Bülbring für das nördliche Nordhumbrien angenommene Diphthongierung durch Palatale, ferner die von Cornelius ausführlich behandelten chester-Gruppen in eben demselben Gebiete; endlich will es mir vorkommen, daß die den c-Runen auf dem Ruthweller Kreuz zugrunde liegenden Lautwerte am besten als Eigentümlichkeiten der nördlichen Varietät des Nordhumbrischen aufgefaßt werden (vgl. E.B. § 20).

Vielleicht läßt sich die Sonderstellung dieser nördlichen Varietät auch aus der Zeit der Besiedelung der Insel erklären. Nach Thurneysen (E.St. XXII S. 170, vgl. auch Winkelmann S. 35) wird Hengists Sohn Octha nach dem Norden der Insel als Schutz gegen die Scotti eingeladen. Mit 40 Schiffen verheert er die Orkaden und läßt sich an der Grenze der Pikten nieder. Wenn nun nach Hengists Tode Octha König von Kent wurde, erscheint es mir nicht ausgeschlossen, daß doch ein Teil seiner Untertanen sich dauernd an der Grenze von Schottland niedergelassen und so der Mundart südliches Gepräge gegeben hat.

Wir haben uns veranlaßt gesehen, eine in Einzelheiten dialektisch verschiedene Artikulationsbasis schon der kontinentalen Angelsachsen zu betonen; von hier aus ist dann die weitere Differenzierung ihrer Mundarten in England zu verstehen. Die Merseburger Glossen mögen uns bezeugen, wie eine schon im 2. Jahrhundert im Keime vorhanden gewesene Eigentümlichkeit der Lautgebung bei den nach Nordthüringen gezogenen Angeln ihre weiterbildende Kraft Jahrhunderte hindurch sogar vor dem mächtigen Einfluß der sächsischen Sprache hat bewahren können, so daß uns im 10. Jahrhundert in jenem Denkmal noch deutliche Spuren hiervon entgegentreten. Sodann wird die Bedeutung einer früheren Artikulation klar, wenn man das sporadische Hervortreten anglofriesischer Eigentümlichkeiten in deutschen Dialekten verfolgt (vgl. Bremer, P.Gr. III² S. 865 ff.); z. B. besteht heute noch „Mouillierung und Assibilierung eines k vor palatalen Vokalen“ in einer Anzahl Ortsnamen fort, die zwischen der oberen Aller, Ocker und Unstrut liegen; dort finden sich nämlich häufig z, s, t, die auf k zurückgehen und nach Bremer friesischen Ursprungs sind.

§ 49. Endlich haben wir die englische und die friesische Assibilierung und Dentalisierung in Beziehung zu setzen. Unter nochmaliger Betonung der engen Verwandtschaft beider Sprachen muß es auffallen, daß die englische Lautentwicklung, wenigstens südhumbrisch, anscheinend einheitlich, dagegen die friesische ungeheuer mannigfaltig ist. Als charakteristische Schreibungen des Altfriesischen (13./14. Jahrhundert) nenne ich: sth, tz, z, tsch, tsz, ts, tj, s, sj, sz, k etc. etc., und die gegenwärtigen Dialekte zeigen, wie verschiedene Lautwerte diesen Schreibungen unterzulegen sind. Diese mannigfaltigen Ergebnisse der palatalen Lautneigung im Friesischen müssen uns unbedingt einen deutlichen Fingerzeig geben, nämlich den, daß wir mit sehr großer Wahrscheinlichkeit den Weg der englischen Assibilierung nicht einheitlich aufzufassen haben, sondern daß eine reiche dialektische Entfaltung die phonetisch möglichen Resultate ebenfalls

hier verwirklicht haben dürfte; doch hat es den Anschein, als wenn als Frikativlaut ausschließlich $\dot{\chi}$ und nicht ś zur Ausbildung gekommen sei.

§ 50. Pogatscher hat den auffallenden Unterschied zwischen dem durchgängig südhumbrischen tš (im Me.) und den verschiedenartigen Resultaten der friesischen Assibilierung durch Zuhilfenahme der keltischen Sprachunterlage, welcher hierbei ein vereinheitlichender Einfluß zugeschrieben wird, erklären wollen. M. E. dürfte diese Vermutung nicht zutreffen, da wir einerseits von keltischen tš-Lauten überhaupt nichts wissen und andererseits geschichtlich feststeht, daß die Kelten sich vor der Völkerflut der Angelsachsen in die Berge haben flüchten müssen und mit den Eroberern wenig in Berührung gekommen sind. Von einer Einwirkung der keltischen Sprachunterlage kann auch deshalb nicht gesprochen werden, weil nur äußerst wenige Wörter entlehnt sind, woraus hervorgeht, daß der anglofriesische Lautstand keinesfalls modifiziert worden ist; die starre Schranke der Artikulationsbasis konnte von dem keltischen Lautsystem sicher nicht durchbrochen werden.

Ist nun einerseits die von Pogatscher erkannte Schwierigkeit auf diese Weise nicht zu lösen, haben wir aber andererseits die Erreichung der dentalen Stufe in so früher Zeit, wie P. und einige andere annehmen, wegen Mangels an Beweisen ablehnen müssen, so ergibt sich für uns, die wir eine dem Altfriesischen entsprechende Vielseitigkeit der Lautentwicklung in spätaltenglischer Zeit vertreten, die Notwendigkeit, jetzt von dem so nahe liegenden französischen Einflusse Gebrauch zu machen und diesem eine nivellierende Wirkung zuzuschreiben. Wir dürfen vermuten, daß zur Zeit der normannischen Eroberung oder etwas später in einem der südlichen Dialekte, der besonders stark der patatalen Lautneigung huldigte, vielleicht die Stufe tš ungefähr erreicht war; in der Schrift wurden aber jedenfalls auch die anklingenden tj, t$\dot{\chi}$ durch das neue französische Symbol ch wiedergegeben. Dem dominierenden Einwirken der französischen ch-Schreibung wird der Laut nur ganz allmählich gefolgt sein; aus diesem Widerstreit zwischen französischer und traditioneller, vielleicht der Lautung noch mehr angepaßter Schreibung erklären sich manche Unregelmäßigkeiten in jener Übergangsperiode. Der fremde Einfluß wurde dann aber schließlich derart mächtig, daß die englische Sprache beinahe ihr Dasein eingebüßt hätte, und so wird auch ein in der Entwicklung noch rückständiger Lautwert sich dem nivellierenden Einflusse des Französischen haben unterwerfen müssen.

Wann in mittelenglischer Zeit der Quetschlaut südhumbrisch

allgemein erreicht war, wollen wir nicht untersuchen; es mag Dialekte gegeben haben, die besonders zäh an der bodenständigen Entwicklung festhalten konnten und so erst verhältnismäßig spät den vollen tš-Laut erlangten, während die Schreibung im Prinzip längst die französische war. Von diesem Standpunkte aus ist dann dem von E. Förster erhobenen Einwand, daß die im Mittelenglischen begegnende Schreibung hch schwerlich ein tš bedeuten könne, event. beizupflichten.

§ 51. Ist nach all diesen Darlegungen der tš-Laut im Altenglischen bis in die Zeit nach der normannischen Eroberung unwahrscheinlich, so bleibt uns noch die Aufgabe, die von den Anhängern des Verschlußlautes zu ihren Gunsten vorgebrachten Kriterien auf ihre Gültigkeit zu untersuchen und wenn möglich unsere Auffassung damit zu bekräften.

Da ist es zunächst der schon von Grimm gemachte Einwand der Alliteration. Wenn auch von Pogatscher, Bülbring und Hempl versucht worden ist, die Disharmonie k : tš durch Annahme großer dichterischer Freiheit und Lizenzen sowie durch Beeinflussung des Schriftbildes zu erklären, so dürfte doch eine Anschauung eher der Wahrheit entsprechen, die von solchen spitzfindigen und gesuchten eventuellen Möglichkeiten überhaupt Abstand nehmen kann; überdies macht die Einsicht, die wir von der Entstehung unserer Heldenepen, z. B. des Beowulf, haben, eine Beeinflussung durchs Schriftbild sehr unwahrscheinlich. Man neigt doch zu der Ansicht hin, daß die Volksepen bei ihrer Entstehung nicht schriftlich fixiert wurden, vielmehr daß ein Sänger, der zugleich auch Dichter war, zunächst den Gegenstand aus dem Stegreif vortrug, und daß späterhin ähnlich wie bei unseren Volksliedern allerlei Zusätze von anderen Sängern gemacht wurden, bis dann schließlich jemand auf den Gedanken kam, das Epos auch aufzuschreiben. Haben wir uns die Entstehung derart zu denken, so steht außer Zweifel, daß die Alliteration eine rein lautliche Übereinstimmung der betreffenden Konsonaten sein mußte. Wie schon Grimm betont, würde natürlich eine Bindung k : kχ der Alliteration nichts geschadet haben; doch k : t wäre unmöglich gewesen, wenigstens in der reinen klassischen Dichtung, z. B. einem Beowulf. Andere Einwände sind von Wyld erhoben worden; doch besteht nur der erste zu Recht und wird auch von uns geltend gemacht, besonders gegen Bülbring. Dieser setzt die Palatalisierung kurz vor 500 an und läßt dieses k dann bereits um 700 die Endstufe tš erreichen. Nach B. kommt die Sprachentwicklung überhaupt erst mit der Übersiedlung der Angelsachsen in Fluß, dann aber auch mit ungeheurer Wucht in einer Art Lautrevolution, so daß der Über-

gang von velarem k bis zum tš-Laut nach seiner Behauptung in ungefähr 200 höchstens 250 Jahren vor sich gegangen ist. Für einen so frühen Zeitpunkt fehlen B. aber jegliche Beweise; die angeführten deuten aufs 9. bis 10. Jahrhundert; doch sind sie von uns als nicht hinreichend bezeichnet worden. Die anderen drei Gegengründe Wylds sind aber derart, daß B. sie mit Recht „gänzlich verfehlt“ nennen konnte (vgl. Anglia, Beibl. X S. 373). Z. B. hat Bülbring nicht im geringsten behauptet, daß das ċ von ae. seċþ erst zu tš wurde und dann wegen des folgenden Konsonanten zu c zurückkehrte; vielmehr ist dies ċ nach B. bei der Palatalisierung stehen geblieben, während es allerdings nach Kluges Auffassung zum velaren Laut zurückging. Unsere Stellungnahme vgl. S. 36.

Ebenso verhält es sich mit der Entstehung der Formen bleinte, dreinte usw. aus blencte, drencte usw. Zur Erklärung vgl. Kluge, P. Gr. I S. 993; Wyld S. 145 und M. Förster, I. F. Anzeiger XII S. 108. Auch hier hat Bülbring niemals einen tš-Laut vertreten.

Wenn sich nun in Wylds umfangreicher "word-list" verschiedentlich Schreibungen von -cht- in solchen Fällen vorfinden:

St. Kath. Gloucestershire 1200: shrenchten,

St. Jul. (Prose) Dorsetshire: senchtest, cwenchte, blenchte, senchte, adrenchten,

Kentish Gospels: werchte,

ferner: Vices and Virtues: tæchþ, drenkch,

Owl and Nightingale: þunchþ,

so sind hier schließlich mancherlei Lautungen möglich. Einmal zitiere ich eine Stelle aus Wyld: "At any rate, ch was a not uncommon symbol for k in the latest O. E. and earliest M. E. period, and we find spellings like Chingestone = Kingston, Chemere = Keymer in the Sussex Doomsdaybook." Diese Konstatierung Wylds läßt sich nicht leugnen; sie erklärt sich wahrscheinlich aus einer leicht zu begreifenden Vorliebe für das Neue, für die französische Schreibung; bekanntlich findet sich ja bei Layamon und auch noch später zum Teil in der Setzung von ch und k eine freie Willkür (vgl. Koch).

Andererseits beziehen wir uns auf eine Bemerkung von Siebs (P. Gr. I S. 1289), dem es am (a. a. O.) in Anbetracht bestimmter altfriesischer Erscheinungen nicht ausgeschlossen ist, daß in gewissen Fällen (z. B. nach r : wircht) spirantische Aussprache des k für die Schreibung maßgebend gewesen sein kann!

Gewiß, eine solche Art Lautverschiebung möchte man abweisen — obige -cht-Formen können natürlich auch mit Hilfe der Analogie begründet werden —; doch ist ein dialektisches

Überwiegen des χ̇ besonders im Auslaut zu der Zeit, da kχ̇ artikuliert wurde, eine phonetische und psychologische Möglichkeit, und m. E. dürften Tanger u. a. nicht so ganz Unrecht haben, wenn sie me. ich, lich teilweise mit dem deutschen ich-Laut behaupten; selbstverständlich bestanden itš und litš durchaus daneben und wurden für die Schreibung maßgebend. Aber die spätere Entwicklung zu I, -ly muß, falls man nicht wieder fremde Einwirkung zu Rate ziehen will, auf (χ̇ >) ʒ zurückgehen, um den gänzlichen Ausfall des Konsonannten plausibel machen zu können.

Endergebnis.

§ 52. Was die Palatisierung anlangt, sind wir bemüht gewesen zu zeigen, daß es durchaus nicht notwendig ist, den indogermanischen palatalen Verschlußlaut im Westgermanischen mit dem velaren zu identifizieren und diesen dann in den englisch-friesischen Mundarten wieder nach vorn zu verschieben; vielmehr haben wir, u. a. auch das Problem des i-Umlauts berührend, auf die Möglichkeit einer modifizierten Anschauungsweise, nämlich der Ursprünglichkeit des palatalen Verschlußlautes vor den entsprechenden Vokalen im Westgermanischen, hingewiesen und versucht, einer solchen Auffassung nach unseren Kräften Geltung zu verschaffen.

Zum andern fassen wir die Assibilierung als eine notwendige Zwischenstufe von ċ und tš auf, sie stellt den Lautwert kj, kχ̇ dar. Wir glaubten allen Grund zu haben, irgendwelche Anzeichen dieser Lautstufe im Altenglischen feststellen zu müssen, und nach unserer Ansicht ist die Assibilierung zunächst in der Erscheinung zu erblicken, die häufig als Diphthongierung durch Palatale bezeichnet wird, falls wir jene westsächsischen Schrifteigentümlichkeiten überhaupt phonetisch begründen dürfen, ferner in den sogen. Palatalzeichen, soweit sie nicht auf einen dem Schreiber zuzuschiebenden Pleonasmus bezw. Irrtum zurückzuführen sind, und schließlich auch in der Schreibung cʒ, die allerdings bei ʒ genauer zu behandeln wäre.

Die teilweise Nichtassibilierung im Norden ist unseres Erachtens nicht dem nordischen Einflusse zuzuschreiben; vielmehr muß für diese Sonderstellung der nördlichen Mundarten unbedingt eine Artikulationsbasis verantwortlich gemacht werden, die in dieser Beziehung eine nahe Verwandtschaft mit den kontinental angrenzenden niederdeutschen Stämmen besaß, wie auch im Friesischen die Assibilierung mit verschiedener Stärke ihre Wirkung ausgeübt hat.

Das Ergebnis der Untersuchung über die Dentalisierung ist folgendes: Während ein frühae. Quetschlaut sowieso durch nichts gestützt ist, hoffen wir den Beweis erbracht zu haben, daß auch die fürs 9. und 10. Jahrhundert vorgebrachten Argumente jeglicher zwingenden Notwendigkeit entbehren, das c vor primären Palatalvokalen als tš zu sprechen; allerdings legen die in später Zeit allmählich häufiger werdenden k-Schreibungen, besonders im Rushworth-Manuskript zum Evangelium des Matthäus, die Vermutung nahe, daß der Lautwert des in Frage kommenden ċ sich vielleicht über die Stufe der Assibilierung hinaus entwickelt hatte; doch ist nichts Bestimmtes festzustellen.

Wir erachteten es für unumgänglich notwendig, auf die mannigfaltigen Ergebnisse der palatalen Lautneigung im Altfriesischen nachdrücklichst zu verweisen und aus dieser Analogie den Schluß zu ziehen, daß ebenfalls in spätaltenglischer Zeit eine reiche dialektische Entfaltung die phonetisch möglichen Resultate, die im Friesischen vorliegen, wenigstens zum Teil auch hier verwirklicht hat.

Dieser Vielseitigkeit der erreichten Lautwerte, unter denen sich in einer südlichen Mundart vielleicht auch schon tš befunden haben mag, trat dann mit der normannischen Eroberung zunächst in der Schrift der Einfluß des Französischen gegenüber, das schließlich mit steigender Machtentfaltung auch auf die Lautung eine vereinheitlichende Wirkung gehabt hat, die aber erst in mittelenglischer Zeit ihr Ziel vollständig erreichte.

Lebenslauf.

Geboren wurde ich, Hermann Ley, evangelischer Konfession, preußischer Staatsangehörigkeit, am 7. Januar 1889 in Bruch bei Nümbrecht im Kreise Gummersbach (Rheinprovinz). Nachdem ich 4 Jahre lang die Elementarschule zu Drinsahl besucht hatte, zogen meine Eltern nach Wald (Rhld.), ihrem heutigen Wohnsitz. Dort bezog ich 1899 die in der Entwicklung begriffene Ohligs-Walder Realschule; 1905 ging ich zur Oberrealschule in Elberfeld über, die mich Ostern 1908 mit dem Reifezeugnis entließ. Ich widmete mich sodann dem Studium der neueren Sprachen, zunächst SS. 1908 bis SS. 1909 in Bonn, hierauf WS. 1909/10 bis SS. 1912 in Marburg. Meine Lehrer waren die folgenden: in Bonn: Bülbring Erdmann, Gaufinez, Litzmann, Lote, Price, Trautmann, Wilmanns; in Marburg: Beacock, Cohen, Elster, Natorp, Suchier, Viëtor, Wechßler. Allen meinen Lehrern bin ich sehr zu Dank verpflichtet, im besonderen aber Herrn Prof. Dr. Viëtor, der die Anregung zu dieser Arbeit gegeben und mir in liebenswürdiger Weise mit seinen Ratschlägen zur Seite gestanden hat.

Das Rigorosum bestand ich am 12. Juni 1912. Hierauf machte ich in Marburg mein Staatsexamen, war dann vom 1. April 1913 ab ein Jahr lang Seminarkandidat am Königlichen Realgymnasium in Remscheid, und seit dem 1. April 1914 genüge ich meiner Dienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger in Köln.